L.R.
68

L.R.
68

F3170

N.° 335.

Des Anicius Manlius Torquatus Severinus Boethius Fünf Bücher vom Philosophischen Troste

aus dem Lateinischen vom neuen übersetzt

****

Leipzig, 1753
bey Johann Michael Teubner

AUGSBURG

Den
Hochedlen, Hochgelehrten
und
Hochweisen Herren
HERREN
Bürgermeistern
und
Stadtrichtern
wie auch
sämmtlichen
Hochansehnlichen
Rathsgliedern
der Stadt Freyberg
Seinen hochzuehrenden Herren
und Patronen.

Hochedle, Hochgelehrte
und
Hochweise,

Hochzuehrende Herren und Patrone!

Hatte Rom ehemals an dem Verfasser dieser kleinen Schrift einen eifrigen Liebhaber der Tugend, einen grossen Kenner und Beförderer der Wissenschaften, einen unpar-

unpartheyischen Beschützer der Gerechtigkeit, einen wahren Vertheidiger der Unschuld, kurz, einen rechtschaffenen Burgermeister, und ein wohlverdientes Mitglied seiner hohen Rathsversammlung: so kann ich ohne Schmeicheley sagen, daß ich alle diese ruhmvollen Eigenschaften eines treuen und klugen Patrioten in dem Charakter eines jeden meiner **hochverdienten Gönner** beysammen antreffe.

Nichts, als die damals fast gänzliche Zerrüttung des römischen Reichs, das geneigte Ohr eines unrechtmäsigen Eroberers desselben gegen Verleumder, und ein tödtlicher Haß gegen die Freunde der Tugend und eines guten Gewissens, brachte den Boethius um den Lohn seiner Verdienste.

Sie, theuren Väter, haben vor ihm hierinnen einen grossen Vorzug, indem Sie unter dem höchstbeglückten Zepter unsers **Allergnädigsten Augusts** die Ihnen aufgetragenen Ehrenämter mit aller Freyheit und Ansehen bekleiden, und sich wegen Dero hohen Verdienste die stärkste Zuneigung aller Redlichgesinnten, und für das Glück Dero eigenen Personen sowohl, als Dero ansehnlichen Familien, die treusten Wünsche aller rechtschaffenen Bürger und Unterthanen versprechen können.

Wie wünschte ich zum wenigsten, hochzuehrende Gönner,

Ihnen

Ihnen ein grösseres Merkmal der gebührenden Ehrfurcht darzulegen, als die Ueberreichung gegenwärtiger übersetzter Schrift ist. Sie wird aber doch einiger Achtung gewürdiget werden, wenn Sie dieselbe mehr nach ihrem Inhalte und Werthe, der ihr von allen Kennern der Wissenschaften allezeit gegeben worden ist, als nach der Grösse und den übrigen Umständen, zu beurtheilen belieben wollen. Denn Trostgründe von dieser Art erfordern, meines Erachtens, nicht schlechterdings einen unglücklich gewordenen Leser: sondern sie überzeugen auch, durch die darinnen vorkommenden Wahrheiten, und den abwechselnden Vortrag derselben, bey dem Genusse aller erwünschten Glücksumstände.

Uebrigens wird diesen unvollkommenen Beweis der Ihnen schuldigsten Verehrung und Hochachtung bey aller Gelegenheit zu ergänzen suchen, und mit unveränderlicher Ergebenheit verharren,

Hochedle, Hochgelehrte
und Hochweise,
Hochzuehrende Herren
und Patrone!

DENN

Leipzig,
den 1. September
1753.

unterthäniger Diener,

M. Johann Gottfried Richter.

Vorrede.

Geneigter Leser!

Zweyerley wird man zum deutlichern Verständnisse dieser kleinen Schrift hier vornehmlich sagen müssen: Was erstlich die merkwürdigsten Lebensumstände des Verfassers derselben; und zweytens sowohl seine übrigen Schriften überhaupt, als diese gegenwärtige besonders, anlanget.

Anicius Manlius Torquatus Severinus Boethius war ein gebohrner Römer, zum Ende des fünften und im Anfange des sechsten Jahrhunderts insonderheit berühmt. Seine verschiedenen Namen, welche, nach damaliger Gewohnheit, zur Erhaltung des Ruhms der Vorfahren, gehäufet wurden, zeugen von seiner hohen und ansehnlichen Geburt. Er heist erstlich Anicius, von Anicio Sexto Petronio Probo, der des Boethii Großältervater (atauus) gewesen ist, dessen bey dem Ammiano Marcellino, Ausonio, Symmacho, u. a. m. oft mit Ehren gedacht wird, und war Burgermeister zu Rom um das Jahr Christi 371. unter den Kaysern Valentiniano I. und Gratiano. Bey dem Hieronymo und Augustino geschieht der Aniciorum öfters Meldung, und ihr Geschlecht soll eines der berühmtesten und reichsten zu Rom damals gewesen seyn, wie Claudianus und Zosimus bezeugen. Das Ansehen des gedachten Anicii Sexti Petronii Probi beweiset die von seinen beyden Söhnen, Probino und Probo, ihm aufgerichtete Ehrensäule zu Rom, mit dieser Ueberschrift:

SEXTO

SEXTO. PETRONIO. PROBO: VIRO. CL. PROCONSVL. AFRICAE. PRAEFECTO. PRAETORIO. QVATER. ITALIAE. ILLYRICI. AFRICAE. GALLIARVM. CONSVLI. ORDINARIO. PATRI. CONSVLVM.

ANICIVS. PROBINVS. VIR. CL. CONSVL. ORDINARIVS. ET. ANICIVS.

PROBVS. VIR. CL.

QVESTOR. CANDIDATVS. FILII. MVNVS. SINGVLARI. RELIGIONE. DEBITVM. DEDICARVNT.

Insonderheit ist zu merken, daß die Familie der Aniciorum den christlichen Glauben angenommen, und dadurch vielen ein nachahmungswürdiges Beyspiel zur Nachfolge gegeben hat.

Unter diesen zween Söhnen war Probus, der Uraltvater (abauus) unsers Boethii, so berühmt, daß, nach dem Zeugnisse des Paulini, im Leben Ambrosii, zween mächtige und weise Fürsten aus Persien nach Rom gekommen, ihn

ihn zu sehen und zu sprechen. Die Tochter dieses Probi heyrathete den Manlium Theodorum; und, weil das Geschlecht der Manlier gens torquata war, so heist: Boethius, Anicius Manlius Torquatus. Es war also gedachter Manlius Theodorus sein Urgroßvater, (proauus) der ebenfalls Burgermeister gewesen, und dessen Augustinus, gegen seine Mutter Monicam, als eines der beredtesten, beglücktesten und sonderlich rechtschaffensten Männer zu seiner Zeit, gedenket. Claudianus hat auf seine Burgermeisterwürde ein vortreffliches Lobgedicht gemacht, und am Ende desselben gleichsam von unserm Boethio geweissaget, wenn er spricht:

Consul per populos idemque grauissimus author
Eloquii, duplici uita subnixus, in aeuum
Procedat, pariter libris fastisque legendus.
Accipiat patris exemplum, tribuatque nepoti
Filius, et coeptis ne desit fascibus haeres.
Decurrat trabeata domus, tradatque secures
Mutua posteritas, seruatoque ordine fati
Manlia continuo numeretur Consule proles.

Woher

Woher der Name Severinus überhaupt komme, ist nicht gewiß zu sagen. Einige halten dafür, es sey ein Beyname des Manlischen Geschlechts gewesen, weil bekanntermasen sich unterschiedene Manlii besonders hart und streng bezeiget. Denn so hat L. Manlius seinen Sohn Titum, der hernach Torquatus hies, von seiner Familie ausgeschlossen, und aufs Land verwiesen. Selbst T. Manlius Torquatus hat seinem Sohne den Kopf abschlagen lassen, weil er sich wider sein Verbot in einen Zweykampf mit Geminio Metio gewaget hatte; damit nun Rom kein Exempel einer übertretenen Kriegszucht aufzuweisen hätte: so wollte er lieber seinen Sohn verliehren. Daher glauben einige, daß unser Boethius Severinus genennet werde; wiewohl Petro Bertio, aus dessen Lebensbeschreibung das meiste, was bisher gesagt worden, genommen ist, diese Herleitung des Namens Severini aus folgenden Ursachen nicht gefällt: weil dem Geschlechte der Manlier dieser Zuname nie beygelegt worden; sondern, daß sie wohl Impe-

riosi,

riosi, nicht aber Severi, oder Severini, genennet worden wåren; und, weil zu den Zeiten Boethii die Familie der Severinorum, und nicht der Manliorum, mehr berůhmt gewesen: so leitet er diesen Beynamen des Boethii von den Severinis her, von denen verschiedene unter den Kaysern, Leone und Zenone, im fůnften Jahrhunderte Burgermeister gewesen. Es hat hernach, spricht Bertius, geschehen kǒnnen, daß entweder des Manlii Theodori Tochter einem, der Severinus geheisen, geheyrathet, der also der Großvater des Boethii gewesen; oder, daß sein Sohn Manlius in die Familie der Severinorum adoptiret worden, von dem hernach Flavius Boethius, unsers Boethii Vater, gezeuget worden wåre, der hernach, als Praefectus Praetorio, von dem Kayser Valentiniano III. im Jahr Christi 455. in welchem Jahre eben unser Boethius soll gebohren worden seyn, unschuldigerweise ums Leben gebracht worden ist. uid. CASSIODORVS in Chronico suo. Wir wollen also das Jahr 455. fůr das Geburtsjahr unsers Boethii annehmen.

men. Seine Zeitgenossen sind Caßiodorus, Fulgentius, Priscianus, Viktor Afrikanus, der heil. Benediktus, u.a.m. mit dem er auf dem Berge Caßino in genauer Freundschaft gelebet haben soll.

Wegen seiner vortrefflichen Gaben wurde er sehr jung von seinen Freunden nach Athen geschickt, und trieb ganzer 18. Jahr sonderlich die Philosophie und Mathematik. Man erweiset seinen langen Aufenthalt zu Athen besonders aus seiner Schrift de Disciplina Scholarium; allein P. Labbe hält dieß Buch nicht für ein Werk des Boethii, sondern eines Carteuser Mönchs, der 1471. gestorben; daher leugnet er auch, daß er zu Athen studiret habe. uid. LE CLERC dans la Bibl. chois. T. XVI. Dem sey aber, wie ihm wolle, so siehet man aus seinen übrigen Schriften, daß er sowohl der griechischen, als lateinischen, Sprache mächtig gewesen ist. Seine Tugenden machten ihn bey den ansehnlichsten Römern beliebt; und, weil sie sahen, daß er zu etwas Grossem gebohren war: so würdigten sie

ihn,

ihn der näheſten Freundſchaft. Seine erſte Gemahlinn hies Elpis, aus Sicilien, vom adelichen Geſchlechte, mit welcher er zween Söhne, den Patritium und Hypatium, gezeuget; (wiewohl IAC. SIRMONDVS L. VIII. Epiſt. I. ad Ennodium Ticinenſem dieſe nicht für des Boethii Söhne hält, ſondern ſpricht, ſie hätten Symmachus und Boethius geheiſen, (uid. LE CLERC c. l.)

Boethius gelangete ſehr früh zu wichtigen Ehrenämtern, und ſtieg bis zur Burgermeiſterwürde, und zwar das erſtemal im Jahr Chriſti 487. als, nachdem Caßiodoro, Odoacer, König der Heruler war. Zwey Jahre darauf kam Theodorikus, König der Oſtgothen, unter dem orientaliſchen Kayſer Anaſtaſio I. und dem römiſchen Burgermeiſter Albino, nach Italien, nahm ſeine Reſidenz zu Ravenna, und brachte jenen um Herrſchaft und Leben. Das zweytemal, ſpricht Bertius, wurde unſer Boethius im Jahr Chriſti 510. zum Burgermeiſter erwählet, da er zugleich anfieng, über

über den Aristotelem zu schreiben, weil er, wie er selber spricht, die übrige Zeit nicht besser anwenden könnte, als wenn er, wie Cato, M. Tullius, und Seneka, seine Erkenntniß erweiterte, und den jungen Römern einen Geschmack an den Wissenschaften beybrächte, die zeithero durch die Einfälle fremder Nationen aus Italien beynahe ganz waren verdrungen worden, nunmehro aber sich nach und nach wieder erholten. Theodorikus nennet selbst, in einem Briefe an Symmachum, Rom eine fruchtbare Mutter der Beredsamkeit, und einen weiten Tempel aller Wissenschaften. Da nun Boethius um diejenige Zeit zu Athen studirete, als Proklus daselbst im grossen Ansehen war: so ist es wahrscheinlich, daß er von ihm die eklektische Philosophie gelernet hat; daher er in seinen Schriften die platonischen, aristotelischen und stoischen Lehrsätze zu vereinigen suchte. Von seinem Ruhme ausser seinem Vaterlande zeugen zwo Briefe des Theodorici bey dem Caßiodoro.

Um diese Zeit starb dem Boethio seine Gemahlin Elpis, deren Tugenden selbst in diesem Traktätchen gerühmet werden. Es ist ungewiß, ob Boethius selber, oder ein anderer, ihr diese Grabschrift verfertiget:

Elpis dicta fui, Siculae regionis alumna,
Quam procul a patria coniugis egit amor;
Quo sine moesta dies, nox anxia, flebilis hora

* * *

Porticibus sacris iam nunc peregrina quiesco,
Iudicis aeterni testificata thronum.

Boethius heyrathete hernach die Tochter des Quinti Aurelii Symmachi, eines berühmten Rathsherrns und im Jahr Christi 485. gewesenen Burgermeisters, die Rusticianam, oder Rustikanam; so sagt PROCOPIVS L. III. Hist. Goth. Gyraldus aber spricht, sie habe Elpis geheisen, und also hätte Boethius nicht zwey Weiber gehabt. Jenes ist wahrscheinlicher; weil er die mit der erstern gezeugten Söhne selber, als erwählte Bur-

Burgermeister, gesehen; die mit der andern aber erlebten Kinder nicht Consules, sondern liberos consulares, in gegenwärtiger Schrift nennet. Zum dritten- und leztenmale wurde Boethius, nebst seinem Schwiegervater Symmacho, im Jahr 522. zum Burgermeister erwählet. Diesem Symmacho hat Boethius sein Buch de S. Trinitate dediciret. Durch diese und andere Schriften, darinnen er die Grundwahrheiten der christlichen Religion wider die Ostgothen vertheidigte, kam er bey Theodoriko selbst in Verdacht, welchen die Verleumdungen seiner misgünstigen und gegen die Rechtgläubigen verhaßten Feinde vergrösserten. Und, da Theodorikus sich bisher noch immer ganz gelind gegen die Rechtgläubigen bewiesen: so wurde er nun auf einmal gegen sie grausam, welches, entweder der glückliche Fortgang seiner Waffen, oder der Haß gegen die, mit welchen er, als ein Arianer, in der Religion nicht eins war, oder die Furcht, es möchten seine Staaten dadurch eine grosse Veränderung leiden, verursachte.

Insonderheit legte er den wider Boethium angebrachten Beschuldigungen so viel Glauben bey, so lieb er ihn auch nach oben angeführten Briefen gehabt, daß er ihn unverhörter Sache zum Tode verdammte, ihm seine Güter nahm, und nach Ticinum, oder Pavia, im Herzogthume Meiland, ins Elend verwies. Hier war er nun nicht müßig; sondern suchte sich, soviel und womit er konnte, zu trösten, und verfertigte gegenwärtige Schrift, welche Mr. LE CLERC c. l. sein Meisterstück nennet. Symmachus, und der Pabst Johannes, kamen beyde in gleichen Verdacht, die Theodorikus nach Ravenna kommen, und den letztern vor Hunger und Durst sterben ließ; (andere sagen, er habe ihn mit dem Strange erdrosseln lassen;) Symmachum aber legte er ins Gefängniß, und lies ihn, als einen Mitschuldigen, umbringen. Auf gleiche Weise verfuhr er mit Boethio im Jahr Christi 526, und die meisten sagen, es sey ihm ein Strick um die Stirn gelegt, und derselbe so lange gedrehet worden, bis ihm die Augen aus dem Kopfe getre-

getreten; darauf sey er recht gothisch erdrosselt, oder zu Tode gepeitschet worden, im 71. Jahre seines Alters. Es soll zu Pavia der Thurm noch stehen, darinnen er gefangen gesessen. Man hat ihn bey dem Eingange der Peterskirche daselbst begraben, und ihm diese Grabschrift verfertiget:

Maeoniae et Latiae linguae clarissimus, et qui

Consul eram, hic perii, missus in exilium.

Sed quem mors rapuit, probitas euexit ad auras;

Et nunc fama uiget maxima, uiuet opus.

Der Kayser Otto III. hat 270. Jahre hernach die Gebeine des Boethii ausgraben, und in ein erhabenes marmornes Grab legen lassen, worbey noch h. z. Tage die Grabschrift soll zu lesen seyn, die Gerbertus, gewesener Erzbischoff zu Reims, und nachmaliger Pabst, Sylvester II. gemacht. Boethius ist sogar nach der Zeit unter dem Namen Severinus kanonisiret, und sein Gedächtnißtag auf den

23. Octobr. verleget worden. uid. BARON. Annal. T. VII. ad an. 526.

Theodorikus ist kurz nach der unschuldigen Hinrichtung dieser Männer gestorben. Paulus Diakonus spricht, als er zu Tische gesessen, und ein Fisch aufgetragen worden, sey ihm vorkommen, als sähe er des enthaupteten Symmachi Kopf; worauf er angefangen, zu schreyen und zu zittern, und endlich ganz rasend gestorben, und habe Boethium und Symmachum immer beklaget.

Nach Theodorici Tode soll seine Tochter, Amalasuntha, die vorher umgeworfenen Ehrensäulen des Boethii wieder aufgerichtet, und seinen Erben die väterliche Verlassenschaft wiedergegeben haben. uid. CASSIODORVS L. X. Epist. XI.

Nach Bemerkung der merkwürdigsten Lebensumstände des Boethii, wollen wir noch kürzlich von seinen Schriften ein

Ver-

Verzeichniß geben, und sonderlich sagen, was einen und den andern Leser zwar nicht gelehrter, aber doch diese Schrift verständlicher, machen könnte. Trithemius führet alles, was von Boethio geschrieben worden, in folgender Ordnung an:

Ein Buch de Sancta Trinitate.
Ein Buch de Vnitate Trinitatis.
Ein Buch de duabus in Christo naturis.
Ein Buch de Fide.
Ein Buch de Vnitate et Vno.
Zwey Bücher ad Isagogen Porphyrii.
Ein Buch in secundam eius editionem.
Zwey Bücher in Categorias Aristotelis.
Ein Buch in Perihermenias eiusdem.
Sechs Bücher in secundam eius editionem.
Ein Buch de Diuisionibus.
Ein Buch de Definitionibus.
Ein Buch ad Syllogismos categoricos, s. Introductio.
Sechs Bücher in Topica Ciceronis.
Vier Bücher de Differentiis Topicis.
Zwey Bücher de Syllogismo categorico.
Zwey Bücher de Syllogismo hypothetico.

Ein Buch de Hebdomadibus.
Fünf Bücher de Musica.
Fünf Bücher de Consolatione philosophiae.
Drey Bücher in Geometriam Euclidis.
Ein Buch de Disciplina Scholarium.
Ein Buch de Locis rhetoricis.
Ein Buch de Praedicatione potestatis.
Ein Buch Epistolarum ad diuersos.

Hieraus ist genung zu ersehen, daß Boethius mehr geschrieben, als viele zu seiner Zeit nicht werden gelesen haben; welches IVL. CAES. SCALIGER bestätiget, wenn er spricht: *Boethii* ingenium, eruditio, ars, sapientia, facile prouocat omnes autores, siue illi Graeci sint, siue Latini. Mehrere Lobsprüche stehen in der Leydner Auflage dieses Traktats, de anno 1671. conf. IO. VOSSIVS in Praef. Libri de Vitiis Sermonis. IO. MARTIANVS ROTA in uita Boethii. FABRICIVS in Bibl. Lat. Tom. I. p. 641. Tom. III. p. 202. MORHOF. Polyhist. T. II. L. I. c. XI. §. 1. BRVCKERVS in Hist. Phil. P. IV. p. 1394. OLEARII Biblioth. Script. Eccles. P. I. p. 139. in-

pri-

primis ANONYMI Histoire de Boëte, Voll. V. Paris. 1715. Was endlich gegenwärtige Schrift de Consolatione philosophiae anlanget, so findet man dieselbe sowohl unter den sämmtlichen Werken des Verfassers, als auch oft allein gedruckt. THEOPHILVS SINCERVS hält in seinen wöchentlichen Nachrichten von alten und raren Büchern an. 1747. p. 85. seqq. diejenige Auflage für sehr rar, welche durch Johann Grüningern 1501. zu Strasburg mit in Holz geschnittenen Figuren und Noten herausgekommen ist. REIMMANNVS führet P. I. Catal. Bibl. p. 356. eine Köllnische Auflage auch vom Jahre 1501. in 4. an, und will solche für die erste halten. Aber es sind auf der vortrefflichen Universitätsbibliothek zu Leipzig die von SINCERO l. c. angeführten ältesten zwo Editiones vorhanden, die eine vom Jahre 1473. lateinisch und deutsch, per THOMAM DE AQVINO, in f. ap. Ant. Coburger. die andere von 1488. lateinisch in f. mit nicht ungelehrten Anmerkungen, per IO. KOELHOF DE LVBECK, Colon.

ciuem. Die parisische von 1680. in 4. und die Leydnische von 1656. in 8. cum notis RENATI VALLINI, werden für die besten gehalten. RITTERSHVSII, BERNARTII, ZITZMANNI, CALLII und anderer Auflagen haben sowohl uariantes lectiones, als Erklärungen schwerer Stellen.

Da seit 1667. nur des berühmten Christian Knorrs von Rosenroth Uebersetzung bekannt gewesen, die sich aber vorlängst rar gemacht; und Joh. Just. Fahsii Ausgabe und Einkleidung in ein Drama durch die darzu erdichteten theatralischen Aufzüge eigentlich kein übersetzter Boethius heisen kann: so hat man es der Mühe werth zu seyn erachtet, diesen so berühmten Skribenten seiner Zeit auch deutschen Lesern wieder bekannt zu machen. Wer lateinisch kann, wird ihn freylich lieber in derselben Sprache lesen: aber wenn nur für Gelehrte geschrieben würde, so würden wir gar wenig übersetzte schöne Schriften haben. Es erfor-

dert

dert zwar das Lesen dieses Traktätchens eine Erkenntniß der platonischen, aristotelischen und stoischen Lehrsätze; man kann aber davon in Jak. Bruckers kurzen Fragen aus der philos. Hist. Th. III. schon hinlängliche Nachricht davon erhalten. Nur etwas davon zu sagen, das man bey Lesung dieses philosoph. Trostes gar nicht entbehren kann, so war Boethius auch von dem vor und zu seiner Zeit herrschenden Syncretismo Platonico - Peripatetico eingenommen. Seine dialektischen Schriften sehen eher platonisch, als aristotelisch, aus. In der Moral vermischet er die platonischen und stoischen Grundsätze, wie er in gegenwärtiger Schrift oft thut, z. E. er will kein Fatum stoicum, spricht aber, die Natur habe eine ewige Ordnung aller Dinge gemacht, daß eines das andere liebe, dadurch die Natur erhalten werde. Nach dem Platone habe Gott die Welt nach der in ihm sich befindenden Wesentlichkeit des höchsten Guts gebildet. Er bittet Gott um die

philosophische Ruhe, die in der Beschaulichkeit seines Wesens bestehe, welches der Endzweck der platonischen Moral war. Er vertheidiget die angebohrnen Begriffe wider die Stoiker, und dringet, wie sie, auf die Ausrottung der Affekten. Er behauptet mit den jüngern Platonikern eine Reinigung der Seele, wenn sie wieder in Gott einkehren wolle; hält den Leib für einen Kerker der Seele, der sie an der höchsten Reinigung verhindere. Eine so gereinigte Seele, die alle Klassen der Tugenden durchgegangen wäre, käme endlich Gott so nahe, als dem Mittelpunkte der näheste Cirkel, und ein solcher geübter und weiser Mann werde auf gewisse Weise gar ein Gott. Von allen diesen und mehrern Meynungen, die er mit den Weltweisen seiner Zeit gemein hatte, siehe D. OLEARII Dissert. de Philos. Eclect. in seiner Uebersetzung der philos. Histor. Stanleii, p. 1205. seqq. it. MOSHEMII Dissert. de turbata per recent. Platonicos Ecclesia. D. GOTTL. MICH. HANSCHII Tr. de Enthusiasmo platon.

GROTIUS in seiner Sammlung der Schriften de Fato. Es haben einige, insonderheit Gottfried Arnold in seiner Ketzerhist. Th. I. B. VI. c. 1. §. 6. p. 252. den Boethium gar für keinen Christen halten wollen, weil er in diesen philosophischen Trostgründen der Schriften Christi und seiner Apostel nicht gedenket; oder, weil sie ihn vielleicht mit andern gleiches Namens verwechselt haben; denn es ist ein Flavius Boethius, gewesener Burgermeister, und Patron der peripatetischen Sekte, bekannt; desgleichen ein platonischer Philosoph, der, nach dem PHOTIO Cod. 154. p. 172. Collectanea phrasium platon. ordin. alphab. geschrieben haben soll; auch unter den Stoikern ist ein Boethius, uid. LAERTIUS L. VII. S. 143. ferner unter den Epikurischen Philosophen einer, uid. PLUTARCHUS de Pythag. orac. T. VI. cf. FABR. Bibl. Gr. Vol. II. it. MENAGIUS ad Laertii l. c. L. VII. p. 316. von verschiedenen Boethiis. Daß er aber in dieser

ser Schrift sich keiner theologischen Trostgründe bedienet, ist ausser allen Zweifel wohl darum geschehen, weil er nur die philosophischen zu seiner Absicht gehabt hat. Hiernächst ist wahrscheinlich, daß das Werk wegen der Beschleunigung seines Todes nicht hat vollbracht werden können, und daß er die Trostgründe aus der christlichen Lehre diesen hat beyfügen wollen.

Denn es ist unglaublich, daß er an dieselben nicht gedacht haben sollte, da er den Tod vor Augen sahe, und in andern Schriften die Rechtgläubigen so vertheidigte. Er giebt in dieser Schrift hierzu selbst die stärkste Vermuthung. Denn die Weltweisheit verspricht ihm stets noch wichtigere Lehren. Konnte sie ihm gleich dieselben nicht offenbaren: so wäre er doch durch ihren Unterricht vielleicht nach und nach darauf geleitet worden, wenn er die schwache Einsicht der Vernunft erkannt hätte. Sie verspricht ihm den Rückweg in sein Vaterland, will seiner Seele Flügel geben, sich höher zu schwingen,

gen, ihn aber nur vorher durch Mäßigung seiner Unruhe darzu vorbereiten. Diese Vorbereitungen haben wir; das übrige aber nicht, welches vielleicht das sechste Buch ausgemacht haben würde. Im Anfange des fünften Buchs spricht er, die Philosophie habe ihre Unterredung auf etwas anders richten wollen; Boethius aber fällt ihr in die Rede, und bittet sich Unterricht von ungefehren Zufällen, von der Freyheit des Willens, und der Uebereinstimmung desselben mit dem göttlichen Vorherwissen, aus. Diese Fragen nennet seine Lehrerinn Abwege von ihrem Vorhaben. Woraus nicht ohne allen Grund zu schlüssen ist, daß er die geoffenbarten Trostgründe den philosophischen beygefügt haben würde, wenn ihm Zeit und Muse darzu gelassen worden wäre. Aus dem Mangel derselben aber in diesen fünf Büchern folget noch nicht, daß er kein Christ gewesen sey. Doch wäre zu wünschen, die Philosophie hätte auch eine und die andere Frage gründlicher, und nicht sogar tiefsinnig, beantwortet, zum Exempel, die Frage: Ist ein

Gott,

Gott, woher kömmt das Böse? ist aber keiner, woher rühret sonst das Gute? welches theils schlecht, theils durch Nebendinge beantwortet wird. uid. LE CLERC l. c. p. 250. und Bayle hat in seinem Wörterbuche T. III. art. Rufin. not. E. p. 265. nach seiner Art sehr sceptisch davon gesprochen.

Bey gegenwärtiger Ausgabe hat man sich aufs möglichste der Pflichten eines Uebersetzers erinnert. Die abwechselnden Versarten werden uns sowohl, als dem Verfasser selber, können zugute gehalten werden; womit sich dem geneigten Leser, und Liebhaber alter Schriften, bestens empfiehlet

Leipzig,
den 14. Julii
1753.

Der Uebersetzer.

Des Anicius Manlius Torquatus Severinus Boethius, vom Philosophischen Troste,

Erstes Buch.

Boethius beklagt sich über seinen jezigen Zustand, in Vergleichung der vorigen Glückseligkeit.

Mir, dem sonst bey Glück und Ruh manches frohes Lied gelungen,
Hat jetzt, leider! Gram und Schmerz diese Klagen abgedrungen.
Es erfüllt das Chor der Musen selbst bey traurigem Gesicht
Meinen Kiel mit wahren Thränen, und befielt mir dieß Gedicht.

Ja, des größten Schreckens Macht treibt sie nicht von meiner Seite.
Da man mich ins Elend jagt, geben sie mir das Geleite.
Sie bekränzten mich mit Ehre, als ich jung und glücklich war,
Und im trauervollen Alter bieten sie mir Tröstung dar.
Denn ich bin so unglücksvoll, als geschwind ein Greis, geworden.
Mich setzt vor der Zeit mein Schmerz zu dem so geehrten Orden,
Dessen kahlgewordner Scheitel nur bey hohen Jahren graut;
Und an halberstorbnen Gliedern zittert eine schlaffe Haut.
O! dem kömmt der Tod erwünscht, dem er kein Vergnügen störet,
Und, wenn man den Traurigen ihn erst ängstlich rufen höret.
Aber, daß er doch den Jammer vieler Kranken nicht beschließt!
Und das Auge ihn nicht siehet, das doch Thränen drum vergießt!
War es nicht gar bald geschehn, als das Glück mit treulos lachte,
Daß ein einz'ger Unglückstag mich dem Tode nahe brachte?
Nun, da seinen falschen Schimmer ein Gewölke überzieht,
Seh ich, wie er taub und grausam mich mit schnellen Schritten flieht.

Freun=

Freunde, warum preiset ihr doch mein Glück mit treuem Munde?

Der, den ihr im Unglück seht, stund auf einem schwachen Grunde.

Als ich diese Gedanken in der Stille bey mir hegte, und meine Thränenklage aufzeichnete, kam mir vor, als stünde oben zu meinem Haupte eine Weibsperson, von sehr ehrwürdigem Ansehen, mit stralenden und für Menschen ganz ungewöhnlich scharfsehenden Augen, von lebhafter Farbe und muntern Kräften; ob sie gleich von einem solchen Alter war, daß sie nicht zu unserer Zeit gebohren zu seyn schiene. Desgleichen war auch ihre Grösse und Länge nicht genau zu bestimmen. Denn bald gliche sie hierinnen andern Menschen, bald aber schien sie auch mit ihrem Haupte bis an die Wolken zu reichen; Ja, wenn sie dasselbe noch höher erhub, so drange sie damit so gar bis in den Himmel, und entzog es den Augen derer, die ihr nachsahen. Ihre Kleidung war von zartem Gewebe, künstlicher Arbeit, und unauflöslichem Stoffe, die sie sich, wie ich hernach von ihr selbst erfahren habe, mit eigenen Händen gemacht hatte. Die eigentliche Tracht aber war, wie ein beräuchertes Bild, durch die Länge der Zeit unkennbar worden; Auf den untersten Saum war ein griechisches Π, auf den obersten aber ein Θ, gesticket; (*) und

(*) Da durch dieß Bild die ganze Weltweisheit vorgestellet wird: so theilet Boethius die dahin gehörigen

und zwischen diesen beyden Buchstaben waren, gleich einer Leiter, einige Stuffen zu sehen, auf welchen man von dem untern Buchstaben bis an den obern steigen konnte. Doch hatten einige Grausame dieses Kleid zerrissen, und Stückchen davon mitgenommen, soviel ein jeder vermocht hatte. In der rechten Hand trug sie etliche Bücher; in der linken aber ein Zepter. Da sie nun die dichterischen Musen an meinem Bette stehen sahe, die mit mir kläglich thaten, und weineten, wurde sie ganz unwillig, und sprach mit ernsthaften und drohenden Minen: Wer hat diesen theatralischen Schwestern den Zutritt zu diesem Kranken erlaubt, die nicht nur seine Schmerzen durch keine Mittel lindern, sondern sie noch vielmehr durch einen süssen Gift unterhalten? Denn diese sind es, welche durch die unfruchtbaren Dornen der Leidenschaften die Früchte einer reichen Saat der Vernunft ersticken, und der Menschen Gemüther nur zur Krankheit gewöhnen, aber nicht davon befreyen. Ja, wenn

---

rigen Wissenschaften überhaupt ein, 1) in theoreticas, siue contemplatiuas, als die vornehmsten und höchsten, dergleichen sind: die Metaphysik, Physik, Mathematik, u. s. f. und diese zeigt der Buchstabe Θ an; 2) in practicas, welche von der Einrichtung des menschlichen Thuns und Lassens handeln, und durch den Buchstaben Π bezeichnet werden. Jene sollen die Vollkommenheiten des Menschen verschaffen, in Absicht auf Gott und die Geister; diese, in Absicht der menschlichen Gesellschaft.

wenn ihr durch eure Schmeicheleyen mir nur einen **unweisen** Mann entzöget, wie gemeiniglich geschiehet: so würde der Verlust eher zu ertragen seyn; denn mit einem solchen verlieren meine Bemühungen nichts. Aber, so habt ihr euch an einen gemacht, der in der Weltweisheit der Eleater und Akademiker von Jugend auf unterrichtet worden ist. Darum weichet, ihr bis zum Verderben schmeichelnden Syrenen, und überlasset ihn meiner Weisheit und Hülfe. Hierauf schlugen jene die Augen traurig nieder, verriethen durch die Röthe des Gesichts ihre Beschämung, und giengen betrübt hinweg. Ich aber gerieth in die äusserste Bestürzung, als ich wegen meiner durch Weinen verdunkelten Augen nicht genau erkennen konnte, wer denn dieses Weib, von so gebieterischem Ansehen, seyn möchte, und erwartete mit niedergeschlagenen und unbewegten Augen stillschweigend, was sie ferner thun würde. Sie trat hierauf näher zu mir, setzte sich auf den Rand meines Bettes, und sahe auf mein trauervolles und vor Betrübniß auf die Erde gerichtetes Gesicht, und beklagte sich über die Verwirrung meines Gemüths also:

Wie zaghaft ist des Menschen Geist,
Wenn er in Traurigkeit versenket,
Sich von sich selbst verlassen sieht,
Und gleich den Untergang vermuthet,
So bald durch einen Unglückssturm
Bey ihm die Sorge sich vermehret.

Der, dessen ungebundner Blick
Den weiten Himmel sonst durchschaute,
Und in der ätherischen Welt
Verborgne Wege leicht entdeckte;
Der güldnen Sonnen helles Licht,
Des kalten Monden Kreis erforschte;
Was jeder Stern für einen Lauf
Durch unermeßne Sphären endet;
Der, dem dieß alles deutlich war,
Ja, der den Grund zu sagen wußte,
Wie auf dem Meere Sturm ensteht,
Daß der erbosten Winde Brausen
Die Fluth bis an den Himmel treibt;
Und welches unsichtbares Wesen
Den festen Erdball doch bewegt;
Warum, wenn sich im blauen Meere
Der Abendstern erblaßt verliert,
Er doch am dunkelrothen Morgen
Dem jungen Tag die Wege zeigt;
Wer jetzt des Frühlings sanften Lüfte
Durch die erwachten Fluren treibt,
Daß sich die segenschwangre Erde
Mit neuen Blumen schmücken kann;
Und, wer hernach den Herbst bereichert,
Daß er so schwere Trauben bringt;
Der gründlich alles dieß erkannte,

Warum,

Warum, und wie es alles sey?
Der liegt hier alles Lichts beraubet,
Das seines Geistes Zierde war.
Und, da ihn schwere Fessel drücken,
Die sein Gesicht zur Erde ziehn,
So muß er, leider! selbst die Thorheit
Der Menschen ungern eingestehn.

Aber, fuhr sie fort, man muß jetzt mehr auf Hülfe, als auf Klagen, denken. Darauf sahe sie mich wieder mit vollen und liebreichen Augen an, und sprach: Bist du es nicht, den ich ehemals mit meiner Milch gesäuget, und an meinem Tische so lange ernähret habe, bis du zu einer männlichen Gemüthsstärke angewachsen warest? Hatte ich dich nicht mit solchen Waffen ausgerüstet, die, wenn du sie nicht zuerst weggeworfen hättest, dich unüberwindlich machten? Kennest du mich nicht mehr? Warum schweigest du denn? Aus Schaam, oder vor Erstaunen? Ich wollte, daß du aus Schaam stillschwiegest; aber ich sehe, daß dich Furcht und Erstaunen darnieder geschlagen hat. Als sie sahe, daß ich nicht nur schwieg, sondern auch ganz und gar sprachlos und stumm worden war, legte sie ihre Hand leis auf meine Brust, und sprach: Es hat noch keine Gefahr; er liegt an der Schlafsucht krank, darein betrogene Gemüther gemeiniglich fallen; er ist sich seiner selbst nur auf kurze Zeit nicht recht bewußt; er wird sich bald wieder besinnen, wenn er mich nur wird er-

kannt haben. Ich will ihm dahero den Kummer aus den Augen wischen, welcher macht, daß er nicht sehen kann. Darauf trocknete sie mir die Thränen mit ihrem zusammengefaßten Kleide von den Augen ab.

Nach der vertriebnen Nacht entwichen auch die Schatten,
Die meiner Augen sich bisher bemächtigt hatten.
Ich richtete das Haupt empor,
Und sahe alles, wie zuvor.
Wie, wenn der nasse West schnell ein Gewölke stellt,
Daß der Gesichtskreis sich verdunkelt,
Die Sonne sich verkriecht, kein Stern am Himmel funkelt,
Und mit der Nacht die Furcht auf unsre Erde fällt.
Bis Aeolus die Winde lenket,
Und uns von Norden oder Ost erst aufgeklärten Himmel schenket,
Daß das mit neuem Glanz erwachte Sonnenlicht
In vor Verwunderung erstaunte Augen bricht.

So, und anders nicht, schöpfte ich nach vertriebenem Nebel der Traurigkeit wieder Luft, und fassete ein Herz, meine Helferin kennen zu lernen. Ich richtete also meine Augen auf sie, und, da ich sie genau betrachtete, erblickte ich meine Pflegerin, in deren Hause ich von Jugend auf gelebt

lebt hatte, nämlich die Philosophie, oder Weltweisheit. Ich redte sie also an: Warum bist du in diese meine betrübte Einsamkeit herabgekommen, du göttliche Lehrerin aller Tugenden? willst du dich auch solchen ungerechten Beschuldigungen aussetzen, als über mich ergangen sind? Darauf gab sie zur Antwort: Mein Sohn, wie sollte ich dich verlassen, und nicht einen Theil der Last, die du ungerechterweise meinetwegen trägest, mit auf mich nehmen? Hätte es sich wohl für die Weltweisheit geschickt, den Unschuldigen auf seinem Wege unbegleitet zu lassen? Mußte ich nicht selber befürchten, daß mir solches zur Beschuldigung gereichen möchte? Durfte ich also wohl davor erschrecken, gleichsam, als wäre es etwas neues? Lernest du jetzo erst, daß die Weisheit von ruchlos gesitteten Menschen vielen Gefahren ausgesetzt wird? Habe ich nicht lange vor des Plato Zeiten manchen harten Streit mit dem Frevel der Thorheit gehabt? Und hat nicht noch bey seinen Lebzeiten sein eigener Lehrmeister, Sokrates, den Ruhm eines unschuldigen Todes durch meinen Beystand erhalten? Von dessen Wissenschaften hernach die epikurische Zunft, die stoische Sekte, und andere mehr, eine jede ihren Antheil an sich gerissen, mich wider meinen Willen gleichsam zu einem Theile ihrer Beute gemacht, das Kleid, welches ich mir mit eigenen Händen gewirket, zertrennet, und mit einigen abgerissenen Stücken davon gegangen sind, in der Meynung, als wenn ich ihnen ganz zu Theile worden wäre. Und weil einige Merkmale meines Kleides an densel-

ben zu sehen waren: so hat die Unvorsichtigkeit etliche durch einen allgemeinen schädlichen Irrthum verführet, als wären solches meine besten Freunde. Wenn du auch, weder von der Flucht des Anaxagoras, noch von dem Gifte des Sokrates, noch von der Marter des Zeno, etwas weist, weil solches fremde Geschichte sind: so mußt du dich doch auf die Canios, Senekas, und Soranos besinnen können, deren Namen weder veraltet, noch unbekannt sind. Diese alle hat nichts anders in das Unglück gestürzet, als weil sie in meinen Lehren unterrichtet gewesen, die den Unterweisungen jener Ruchlosen ganz unähnlich waren. Wundere dich dahero gar nicht, wenn wir auf diesem Weltmeere von ungestümen Wellen hin und her getrieben werden; denn wir haben uns vorgesetzt, den Lasterhaften zu misfallen. Ihr Haufe ist zwar groß; man muß ihn aber nicht achten. Denn er hat keinen Führer, sondern schwärmet nur unsinnig und ohne Ordnung und Zucht hier und da herum. Wenn sie dann und wann mit uns ein Treffen wagen wollen, darinnen sie uns an der Menge überlegen sind: so ziehet unsere Führerinn ihre Macht in die Festung zusammen; da hingegen jene sich mit dem Zusammenraffen alles unnützen Geräthes viel zu thun machen. Wir aber lachen sie von unserer Burg großmüthig aus, wenn sie auch so gar die nichtswürdigsten Dinge rauben, und sind vor dem tollen Haufen hinter einem starken Walle sicher, den die rasende Thorheit nicht ersteigen kann.

Wer mit gesetztem Muth sein Wohl und Weh erträget,
Und alles mit Gedult und heitern Minen ehrt,
Was ihm des Schicksals Macht zu tragen aufgeleget,
Hat über dessen Schluß sich wohl noch nie beschwert.
Ihn schrecket keine Wuth der wilden Meereswellen,
Die ihm den Untergang durch Sturm und Wetter dräun;
Entbrannter Berge Kluft vermag ihn nicht zu fällen;
Der Blitz schlag neben ihm in hohe Thürme ein,
So zittert er doch nicht. Wenn wütende Tyrannen,
Des Himmels Züchtigung, der Erden wahre Pest,
Ihm Tod und Elend drohn, und aus der Welt verbannen,
Bleibt doch sein Heldenmuth noch unbewegt und fest.
Warum? Er hoffet nichts; so kann er nichts verlieren.
Allein, wer sich mit Furcht und eitlen Wünschen quält,
In stetem Glück zu seyn, sich selber zu regieren,
Der hat sich, statt des Schilds, die Sklaverey erwählt.

Darauf fragte sie mich: Hörest und verstehest du das, mein Sohn? Wie stellest du dich so unverständig an? Was weinest du, und schwimmest fast in Thränen? Rede frey, und verhalte mir nichts. Wenn du Hülfe verlangest, so mußt du deinen Schmerz entdecken. Als ich wieder zu mir

mir selber gekommen war, sprach ich: Was braucht es noch lange deiner Erinnerung? Sieht nicht ein jeder leicht ein, wie hart das Schicksal mit mir verfähret? Gehet dir nicht gleich der fürchterliche Anblick dieses Orts zu Herzen? Ist denn dieß meine Bibliothek, die du dir selber zu einem steten Aufenthalte in meinem Hause erwählet hattest? Darinnen du dich oft mit mir von der Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge unterredetest? War ich so gekleidet? Sahe ich so aus, wie jetzo, als ich mit dir die Geheimnisse der Natur untersuchte; da du mir den Lauf der Sterne beschriebest; da du meine Sitten und die Einrichtung meines ganzen Lebens nach den Vorschriften des Himmels bildetest? Ist dieß der Lohn meines dir geleisteten Gehorsams? Du hast ja selber durch den weisen Mund des Plato mich diesen Spruch gelehret: Daß das glückselige Republiken wären, wo entweder weise Männer herrsche-ter, oder ihre Beherrscher doch die Weisheit beförderten. Du hast mich durch dieses Mannes Mund erinnert, daß dieß der vornehmste Bewegungsgrund seyn müßte, warum die Klugen die Regierung des gemeinen Wesens über sich nehmen sollten, damit nicht, wenn schändliche und lasterhafte Männer am Ruder sitzen, den Tugendhaften Unglück und Verderben zugezogen werde. Diesen Befehl, den ich in besondern Lehrstunden von dir gelernet, habe ich bey Verwaltung meines öffentlichen Amts stets in Ausübung zu bringen gewünschet; Davon bist du, und Gott, der dich in die Herzen der Weisen gepflanzet, mein

Zeuge,

Zeuge, daß ich mir in meinem Amte nichts mehr habe angelegen seyn lassen, als das gemeine Beste aller Rechtschaffenen zu befördern. Deswegen war zwischen mir und den Boßhaften stets eine unversöhnliche Feindschaft, und der Haß der Mächtigen verfolgte mich bey der Beschützung des Rechts ohn Unterlaß; den ich aber nicht achtete, weil ich wußte, daß er mit der Freyheit des Gewissens unzertrennlich verbunden wäre. Wie oft habe ich mich dem Conigastus widersetzet, wenn er aller Armen Güter an sich zog! Wie oft bin ich dem königlichen Haushofmeister Triguillas in Unternehmung und Ausführung seiner Gewaltthätigkeiten hinderlich gewesen! Wie oft habe ich mich elender Personen mit Gefahr meines Ansehens und Standes angenommen, wenn sie durch unersättlichen Geitz und unaufhörliche Bosheit der Barbaren gedrückt wurden! Ich habe mich niemals vom Rechte abwendig machen, und zum Unrecht verleiten lassen. Wenn ich sehen mußte, wie die Einwohner unserer Provinzen, bald durch innerliche Räubereyen, bald durch aufgelegte Schatzungen, zu Grunde gerichtet wurden: so gieng es mir so sehr zu Herzen, als denen, die es betraf. Da bey entstandener Hungersnoth in Campanien ein schwerer und unerträglicher Aufkauf der Lebensmittel anbefohlen war, dadurch das ganze Land in den äussersten Mangel gesetzt worden wäre, widerstund ich dem Satthalter, aus Liebe zu dem gemeinen Besten, so heftig, daß, nach eigener Untersuchung des Königes, der Aufkauf unterbleiben mußte. Den hungri-

gen Hofhunden habe ich die Güter des gewesenen Burgermeisters Paulinus noch aus den Rachen gerissen, als sie solche schon bereits in Hoffnung und Uebermuth verschlungen hatten. Und daß Albinus, ein Mann von gleichem Stande, nicht unverhörter und unschuldigerweise gerichtet und verdammt werden möchte, dadurch lud ich den Haß seines Anklägers, des Cyprianus, auf mich. Hat mich also nicht Haß und Feindschaft genug verfolget? Sollte ich nicht dahero bey andern Schutz gefunden haben, da ich mich aus Liebe zur Gerechtigkeit bey den Hofbedienten um alle Sicherheit gebracht hatte? Von was für Verleumdern bin ich aber so gestürzt worden? Hat es nicht der, wegen grosser Schuld, von seiner königlichen Bedienung ehemals abgesetzte und verleumderische Basilius gethan? Hierzu gehören noch Opilio und Gaudentius, die, wegen begangener Ungerechtigkeiten und vielfachen Betrügereyen, durch einen königlichen Befehl ins Elend verwiesen wurden; als sie aber nicht gehorchen wollten, sondern ihre Zuflucht in einen geheiligten Tempel nahmen, und der König solches erfuhr, befahl er nochmals, daß sie an der Stirn gebrandmahlet, und weggejagt werden sollten, wenn sie sich nicht innerhalb der bestimmten Zeit aus Ravenna machen würden. Was konnte strenger gedacht werden? Und dennoch haben sie mich an eben dem Tage verleumdet, und man hat ihnen geglaubt. Wie gieng doch das zu? Haben denn meine Wissenschaften solches verdienet? oder, hat die vorhergegangene Verdammung meine Ankläger

gerecht

gerecht gesprochen und glaubwürdig gemacht? Hätte sich denn das Glück nicht zum wenigsten der niederträchtigen Ankläger schämen sollen, wenn es sich auch der angeklagten Unschuld nicht annehmen wollte? Aber, du verlangest zu wissen, was ich denn für eines Verbrechens beschuldiget werde? Ich soll die Wohlfahrt des römischen Raths gesucht haben. Fragest du, wie? Ich soll einem, der den Rath wegen des Lasters der beleidigten Majestät anklagen wollen, hinderlich gewesen seyn, daß er keinen Beweis davon habe führen können. Was meynest du hierzu, meine Lehrerinn? Soll ich das Verbrechen leugnen, damit ich dir keine Schande mache? Ich habe es aber gewollt, (daß nämlich das Ansehen des Raths und die Wohlfahrt desselben geschützt würde,) und ich werde niemals aufhören, es zu wollen. Soll ich es gestehen? Aber so wird meine Mühe vergeblich seyn, den Ankläger zu verhindern. Soll ich denn das für unrecht erkennen, wenn ich einem so ansehnlichen Rathe Gutes wünsche? Der Rath hat es zwar, bey Abfassung des Urtheils über mich, als etwas ungerechtes angesehen: doch, der sich selbst betrügende Unverstand von Sachen kann die Verdienste nicht ändern; und ich halte es, nach dem Ausspruche des Sokrates, nicht für recht, die Wahrheit entweder zu verhelen, oder der Lügen nachzugeben. Es sey aber, wie ihm wolle, so überlasse ich es deinem und aller Verständigen Gutachten, was davon zu halten sey; und daß die Nachwelt den Verlauf der Sache und ihre wahre Beschaffenheit wissen möchte: so

habe

habe ich alles zum Andenken aufgezeichnet. Von den mir fälschlich angedichteten Briefen, darinnen ich zur Wiedererlangung der römischen Freyheit Hoffnung gemacht haben soll, mag ich nichts einmal gedenken. Der Betrug würde bald offenbar worden seyn, wenn ich mich nur des eigenen Geständnisses der Anbringer hätte bedienen und dargegen verantworten dürfen, welches sonst in allen Gerichtshändeln zu geschehen pfleget, und am meisten vermag. Denn, woher sollte ich wohl die Hoffnung zur Freyheit haben können? Wollte Gott, sie wäre zu hoffen! Ich würde mit den Worten des Canius geantwortet haben, der, als er von dem Cajus Cäsar, des Germanikus Sohne, beschuldiget wurde, als hätte er von der wider ihn gemachten Zusammenverschwörung etwas gewußt, also sagte: Wenn ich es gleich gewußt hätte, so solltest du es doch nicht erfahren haben. Schmerz und Traurigkeit haben zwar meine Sinne hierbey nicht so geschwächt, daß ich mich über gottloser Leute schändliche Unternehmungen wider die Tugend beklage; Aber das wundert mich, daß sie in Ausführung ihres Vorhabens so glücklich gewesen sind. Denn etwas Böses zu wollen, darzu kann uns leicht unsere Unvollkommenheit bringen: Allein, daß bey einer göttlichen Vorsehung ein jeder Boshafter ausführen kann, was er wider die Unschuld im Sinne hat, das ist etwas höchst wunderbares. Daher hat nicht ohne Ursache ehemals einer von deinen vertrautesten Freunden gefragt: **Wenn ein Gott ist, woher kömmt denn das Böse?**

Ist

Ist aber keiner, woher kömmt denn das Gute? Unterdessen mag es seyn, daß diese Böswichter, die nach aller Rechtschaffenen und nach des Raths Blute dürsten, mich, weil ich das Wohl des Raths und aller Ehrliebenden vertheidiget, ins Verderben zu stürzen gesuchet haben: Aber, habe ich denn dieses auch um ihre Väter verdienet? Du wirst dich, wie ich glaube, erinnern, denn du hast mich in meinem Reden und Thun allezeit regieret, du wirst dich erinnern, sage ich, mit was für grosser Gefahr meiner eigenen Sicherheit ich die Unschuld des ganzen Raths vertheidiget habe, als der auf das allgemeine Verderben begierige König zu Verona den Hochverrath, den man dem Albinus schuld gab, auf den ganzen Rath bringen wollte. Du weist, daß ich hierinnen wahr rede, und mich keinesweges zu rühmen suche. Denn das Zeugniß eines guten Gewissens wird einigermassen verdächtig, wenn man seine Thaten selbst erhebet, und groß davon spricht. Aber, du siehest jetzo, was es für einen Ausgang mit meiner Unschuld genommen hat. Statt der Belohnungen einer wahren Tugend werde ich mit den Strafen des Lasters fälschlich belegt. Hat man wohl jemals die Richter in Bestrafung eines offenbaren und eingestandenen Verbrechens so einmüthig streng gesehen? Sollte nicht der Irrthum des menschlichen Verstandes einige haben demüthigen können? Oder, sollten nicht einige gedacht haben, daß sie selber nicht wüßten, wie es ihnen noch gehen könnte, weil es kein Sterblicher wissen kann? Wenn man mir

Schuld gäbe, daß ich die Tempel hätte anstecken, die Priester gottloserweise ermorden, und allen ehrlichen Leuten den Untergang bereiten wollen: so hätte man mich doch eher nicht zum Tode verdammet, bis ich gegenwärtig verhöret und überzeuget worden wäre. Nun aber werde ich fast fünfhundert tausend Schritte entfernet, und, ohne mich zu verantworten, aus der Stadt verjaget, und zum Tode verdammet, und zwar deswegen, weil ich mich um den Rath aufs beste verdient machen wollen. O! ihr wäret werth, daß niemals jemand eines solchen Verbrechens überführt werden könnte! Meine Ankläger haben selbst die Wichtigkeit dieser Beschuldigung erkannt; und, damit sie mein Ansehen durch ein anerdichtetes Laster verringern möchten: so haben sie ersonnen, als hätte ich mein Gewissen, in Bewerbung nach Ehrenstellen, durch Zauberey und böse Künste beflecket. Allein du, die du in mir wohnest, vertriebest ja alle Sehnsucht nach irdischen Dingen aus meinem Gemüthe, und ich konnte mich unter deiner Führung ohnmöglich dergleichen unerlaubter Mittel bedienen. Denn du riefest mir ja täglich den herrlichen Spruch des Pythagoras in das Ohr und Herz: **Ahme Gott nach!** Es schickte sich auch für mich nicht, böser Geister Hülfe und Schutz zu suchen, da du mich zu einer solchen Hoheit vorbereitetest, daß ich Gott ähnlich werden sollte. Ueberdieß kann mich auch die Unschuld meiner ganzen Familie, die grosse Anzahl meiner ehrliebenden Freunde, mein frommer und ehrwürdiger Schwiegervater,

Sym-

Symmachus, von allem Verdachte dieses Lasters frey sprechen. Aber, welche Ungerechtigkeit! sie glauben, ich sey dieses Verbrechens eben darum schuldig, und darzu geschickt, weil ich mit dir in so genauer Bekanntschaft stehe, und in deinen Lehren und Sitten unterrichtet und erzogen worden bin. Daher ist es nicht genung, daß mich dein ehrwürdiges Ansehen nicht hat rechtfertigen können; sondern du mußt auch ohne Schuld meinetwegen beschimpfet werden. Mein Unglück wird hiernächst noch dadurch grösser, weil die meisten Menschen in ihren Urtheilen nicht auf das Verdienst der Sachen selbst, sondern auf den Ausgang des Glücks, sehen. Deswegen halten sie auch nur das für klüglich und wohl gethan, was einen glücklichen Ausgang hat. Daher geschiehet es, daß, wer unglücklich ist, auch gemeiniglich am ersten übel beurtheilet wird. Ich mag nicht daran gedenken, was für ungleiche und verschiedene Reden jetzo unter den Leuten von mir geführet werden. Nur dieß will ich noch sagen: Bey allem Unglücke ist das das schlimmste, daß, wenn einem Unschuldigen ein Laster angedichtet wird, man gemeiniglich glaubt, er empfange, was er verdienet habe. So bin ich von dem Umgange mit allen rechtschaffenen Leuten vertrieben, aller Ehrenämter entsetzt, alles guten Namens beraubt worden, und muß um Gutes Böses ertragen. Mich dünket, ich sehe die Gottlosen in ihren schändlichen Versammlungen sich über mich freuen und jauchzen; wie ein jeder Boshafter auf neue falsche Beschuldigungen denket; wie hingegen die

Frommen durch meinen Fall erschrocken und niedergeschlagen sind; wie jene eine Bosheit ungestraft unternehmen, und zur Ausführung derselben noch durch Belohnungen gereizet; diese aber nicht nur bey ihrer Unschuld um alle Sicherheit gebracht, sondern auch des Rechts, sich zu vertheidigen, beraubt werden. Daher muß ich klagen:

Du Schöpfer der gestirnten Höhen!
Dein Thron bleibt fest in Ewigkeit,
Um den sich schnell die Himmel drehen,
Wie ihnen dein Gesetz gebeut.
Bald strahlt der Mond mit vollem Lichte,
Das ihm die ferne Sonne gab,
Bald mit verändertem Gesichte,
Und blaß auf unsre Erd herab.

Wenn jetzt der Stern im Westen funkelt,
So weht der Abend kühle Luft;
Der Glanz von seinem Licht verdunkelt,
So bald die Sonn dem Tage ruft.
So schnell in rauhen Winterszeiten
Des Tages kurzes Licht entweicht,
So bald hat bey des Sommers Freuden
Die kurze Nacht ihr End erreicht.

Von deiner Weisheit, Macht und Zierde
Muß jede Zeit ein Zeuge seyn.

Den

Den Schmuck, den uns der Herbst entführte,
Bringt uns der Frühling doppelt ein.
Der Saame, der der Erd vertrauet,
Und sorgsam ausgesäet war,
Belohnt den Fleis deß, der sie bauet,
Und reift zu einem reichen Jahr.

Es weichet nichts von seinem Rechte,
Das ihm dein weiser Wille gab.
Nur von dem menschlichen Geschlechte
Kehrst du dein Vaterauge ab.
Denn, warum ist des Schicksals Fügen
So sonderbar und so verkehrt?
Die Tugend muß oft unterliegen,
Das für das Laster doch gehört.

Hingegen sieht mit frechen Blicken
Die Bosheit wahre Unschuld an.
Sie sucht die stolz zu unterdrücken,
Die keinem jemals Leids gethan.
Doch scheint ihr Strahl in Finsternissen,
Ob ihn gleich List und Thorheit schwächt;
Und man kann oftmals sicher schlüssen:
Wer Tugend liebt, den ehrt man schlecht.

Das Laster weis mit bösen Tücken
Den Schandfleck, der es häßlich macht,

Gar oft recht meisterlich zu schmücken,
Daß Untreu ihm wohl Ruhm gebracht.
Wie oft ist es ihm nicht gelungen,
Daß es, wie seine Macht gebeut,
Die größten Könige bezwungen,
Die sonst die halbe Welt gescheut?

Drum wende, Herr, doch deine Blicke
In Gnaden auf die Jammerwelt!
Du hast ja beydem, Weh und Glücke,
Sein rechtes Maas und Ziel gestellt;
Und wir sind deiner Hände Werke,
Gewiß ein' grosses Meisterstück;
Drum treibe doch durch deine Stärke
Der Bosheit Anfall selbst zurück!

Gebeut dem Trutze deiner Feinde!
Bezähme selbst der Stolzen Mund!
Und mache durch der Tugend Freunde
Die Wunder deiner Allmacht kund!
Gebeut der Zwietracht auf der Erden!
Brich ihren frechen Arm entzwey!
Und laß die Menschen Freunde werden,
Daß Friede, wie im Himmel, sey!

Als ich unter anhaltendem Schmerze also geredet, sprach sie mit gelassenen Minen, und ohne

ohne durch meine Klagen bewegt zu seyn: Ich konnte gleich anfangs aus deinen Thränen und Kümmernissen schlüssen, daß du ins Elend vertrieben seyn müßtest. Aber ich wußte nicht, wie weit du von deinem Vaterlande entfernt warest, wenn ich es nicht aus deiner Rede vernommen hätte. Allein, du bist nicht sowohl aus demselben vertrieben, als daß du dich sesbst daraus verirret hast. Wenn du aber ja lieber für vertrieben gehalten seyn willst, so hast du dich selber vertrieben. Denn das hätte sonst niemand an dir jemals thun dürfen. Erinnere dich nur, in was für einer Stadt du gebohren bist, nicht in einer solchen, die, wie vormals Athen, durch viele Regenten beherrschet wird; sondern, wo nur ein König, ein Herr, ist, der sich an der Menge, und nicht an Verjagung, der Bürger ergetzet; und von ihm regieret zu werden, und seinen Rechten zu gehorchen, ist die höchste Freyheit. Weist du nicht das sehr alte Gesetz deiner Vaterstadt, daß derjenige, welcher gerne seine beständige Wohnung darinnen aufschlagen will, kein Recht hat, daraus zu entfliehen? Denn, wer innerhalb ihren Wällen und Mauern sich befindet, der darf nicht befürchten, daß er die Vertreibung aus denselben verdienen werde. Wer aber, länger darinnen zu wohnen, keine Lust hat, der ist derselben zugleich auch nicht länger mehr werth. Deswegen gehet mir nicht sowohl die Beschaffenheit dieses Orts, als deines Gesichts, nahe. Ich sehe mich nicht nach deinem Büchervorrathe, nicht nach den von Elfenbein und Glas ausgeputzten Wänden, sondern

 nach

nach dem Sitze deiner Seele, um; darinnen ich ehemals nicht die Bücher, sondern das, was sie schätzbar machet, nämlich die von mir gegebenen weisen Sprüche und Lehren, zur Verwahrung aufgehoben habe. Du hast zwar von deinen Verdiensten gegen das allgemeine Beste gesprochen, was wahr ist: Aber von dem vielen Guten, was dir wiederfahren ist, hast du wenig erzählet. Was dir zur Ehre, oder mit Unwahrheit, vorgeworfen wird, ist jedermann bekannt. Deswegen hast du auch die Bosheit und List deiner Ankläger ganz recht nur kurz berühret, weil alle Leute davon zu sagen wissen, die besser und weitläuftiger darüber urtheilen können. Ueber das Verfahren des ungerechten Raths hast du dich auch heftig beschweret; die mir angethanen Lästerungen schmerzlich empfunden, und den Verlust eines guten Namens beweinet. Endlich hast du dich auch, vom Verdruß wider das Glück ganz aufgebracht, darüber beklaget, daß es seine Belohnungen nicht nach Verdiensten austheile, und zum Beschlusse deines vorhergehenden unruhigen Gesanges den Wunsch gethan, daß es auf Erden so friedlich, als im Himmel, zugehen möchte. Weil du aber von vielen heftigen Leidenschaften bestürmet wirst, und Schmerz, Verdruß und Traurigkeit dich bald da bald dorthin reissen: so können dir bey diesem Gemüthszustande starke Hülfsmittel noch nicht dienen. Drum will ich erst einige gelindere brauchen, damit die durch den Einfluß der Gemüthsunruhe verhärtete Wunde zur Annehmung der Kraft eines schärfern Mittels nach und nach erweichet werde.

Wer seinen Saamen dann erst streut,
Wenn schon der Berge gelbe Spitzen
Sich von der Sonn im Krebs erhitzen,
Der wird durch keine Erndt erfreut.
Er muß, statt voll- und schwerer Garben,
Die Eicheln sammlen, oder darben.

Wer Veilchen sucht, und Blumen steckt,
Der darf mit seinem Fleis nicht warten,
Bis Frost und Kälte Wald und Garten
Mit starrgefrornem Wasser deckt.
An statt, mit Kränzen sich zu zieren,
Wird er so Fleis, als Zeit, verlieren.

Wer an dem Weinstock Trauben sucht,
Wenn uns des holden Frühlings Meyen
Durch ihren süssen Duft erfreuen,
Hat seiner Hände Thun verflucht.
Denn nur der Herbst preßt reife Beere,
Zur Freundschaft und zu Bachus Ehre.

So weiß der ewig weise Gott
Ein jedes Ding zu seinen Zeiten
Auf das bequemste zu bereiten,
Er ändert niemals ohne Noth;
Und, was von dieser Ordnung weichet,
Hat nie kein gutes End erreichet.

Darf ich denn also mit deiner Erlaubniß den Zustand deines Gemüths durch einige Fragen ausforschen, daß ich sehe, wie dir geholfen werden möge? Boethius: Das magst du nach deinem Belieben thun, ich will das, was du mich fragest, beantworten. Philos. Denkest du denn, daß diese Welt von einem Ohngefehr und blindem Zufalle, oder von einem verständigen und weisen Wesen, regieret werde? B. Nein, ich glaube nicht, daß alles so weislich und ordentlich von einem ungefehren Zufalle herrühre: sondern ich weis, daß Gott, als der Schöpfer, das, was er geschaffen, regieret; und von dieser Wahrheit soll mich in Ewigkeit nichts abwendig machen. Ph. Du hast Recht, und das war auch der Inhalt deines vorigen Liedes; Du beweintest darinnen nur, daß über die Menschen keine göttliche Vorsehung wache; das übrige werde freylich alles von einem vernünftigen Wesen regieret. Aber, mein lieber Boethius! ich wundere mich sehr, wie du bey einem so gesunden und vernünftigen Gedanken krank seyn kannst. Ich muß daher noch schärfer in dich dringen; es muß dir gewiß sonst etwas fehlen. Drum sage mir, wenn nun die Welt, nach deinem eigenen Geständnisse, von Gott regieret wird, so frage ich, nach was für Gesetzen wird sie denn regieret? B. Ich verstehe

kaum deine Frage, geschweige, daß ich sollte darauf antworten können. Ph. Sagte ich es nicht, daß dir etwas fehlen müßte, dadurch sich, als durch einen Riß in einer festen Mauer, die Krankheit der Unruhe in dein Gemüth eingeschlichen hat? Aber kannst du mir sagen, welches der Zweck aller Dinge sey, und wohin die Absicht der ganzen Natur ziele? B. Ich habe wohl ehemals davon gehört, aber Gram und Harm haben mein Gedächtniß sehr geschwächet. Ph. Weissest du aber, woher alle Dinge ihren Ursprung haben? B. Von Gott. Ph. Wie ists nun möglich, daß du den Ursprung der Dinge, aber nicht ihren Endzweck, weist? Allein, so gehts, wenn der Mensch voller Gemüthsunruhe ist. Sie kann ihn zwar wankend machen, aber nicht ganz über den Haufen werfen, noch alle Erkenntniß aus seinem Gemüth ausrotten. Darum antworte mir nur auf diese Frage: Weist du noch, daß du ein Mensch bist? B. Warum sollte ich das nicht mehr wissen? Ph. Kannst du mir also sagen, was ein Mensch ist? B. Ist das wohl Fragens werth? Der Mensch ist ein vernünftiges und sterbliches Thier, das weis ich, und das bin ich auch. Ph. Bist du weiter nichts? B. Nein, nichts mehr. Ph. Nun weis ich eine andere, und zwar die Hauptursache deiner Krankheit; du weist nicht mehr, was du selber bist. Ich habe also, sowohl

den

den Grund deiner Schmerzen, als die Art und Weise, entdecket, wie dir geholfen werden kann. Denn, weil du dich selbst nicht mehr kennest: so hast du dich beklaget, als wenn du verjagt und um alle deine Güter gebracht worden wärest. Darnach, weil du nicht begreifest, welches der Endzweck aller Dinge sey: so hältest du nichtswürdige und boshafte Leute für mächtig und glückselig; und, weil du endlich vergessen hast, nach welchen Gesetzen die Welt regieret werde: so meynest du, der Wechsel des Glücks und Unglücks käme nur so von ohngefehr, ohn einen weisen Regierer. Gewiß wichtige Ursachen, die einem nicht nur eine Krankheit, sondern den Tod selber, zuziehen können! Aber Gott, dem Geber alles Guten, sey Dank, daß dich die Natur noch nicht ganz verlassen hat. Es ist noch ein starker Grund der Hoffnung zu deiner Genesung da, nämlich, daß du die Wahrheit dieses Satzes glaubest, daß die Welt nicht von einem blinden Ohngefehr, sondern von einem göttlichen Verstande, regieret werde. Fürchte demnach weiter nichts; die natürliche Wärme hat durch diesen kleinen Funken schon wieder in dir zugenommen. Weil es aber noch nicht rathsam ist, stärkere Mittel zu gebrauchen, und die Gemüther von Natur so geartet sind, daß, so oft sie die Wahrheit hintansetzen, sie dargegen mit irrigen Gedanken angefüllet werden, worauf

der

der daher entstandene Nebel der Gemüthsverwirrungen das helle Gesicht verdunkelt: so will ich diese Finsterniß durch schwache und mäsige Strahlen erst zu verdünnen suchen, damit du, nach vertriebener Nacht deiner betrügerischen Leidenschaften, den Schein des wahren Lichts zu erkennen, vermögend bist.

Durch verdickte Wolken
Können helle Sterne
Nie mit ihren Strahlen
Ungehindert brechen.
Wenn die Winde rasen,
Und das Meer erregen,
Wird sein helles Wasser,
Das dem Tage gliche,
Durch den Sand getrübet,
Und mit Koth vermischet.
Wenn sich schnelle Flüsse
Von der Berge Häupter
In den Abgrund stürzen,
Wird ihr Strohm durch Felsen,

Die vor Knall zerbörsten,
In dem Lauf gehemmet.
Willst du also Wahrheit
Klar und deutlich kennen,
Und den Weg der Tugend
Ungehindert gehen:
Meide grosse Freude;
Laß die Furcht nicht herrschen;
Hoffe nicht vergeblich;
Unterdrück den Kummer,
Denn im schnöden Dienste
Wilder Leidenschaften
Bleibt der Gift verfinstert,
Und das Herz gebunden.

Ende des ersten Buchs.

✡

Zweytes

Zweytes Buch.

Die Philosophie giebt ihm einige Linderungsmittel, und stellet ihm vor, daß er nicht Ursache habe, sich über das Glück zu beschweren.

B. Nach einem kurzen Stillschweigen, als sie meine Aufmerksamkeit aus dem bescheidenen Zuhören wahrgenommen hatte, fuhr sie, also zu reden, fort: Ph. Wenn ich anders die Ursachen und Beschaffenheit deiner Krankheit recht eingesehen habe, so nimmst du aus Sehnsucht und Verlangen nach deinen vorigen Glücksumständen an deinen Kräften so sehr ab. Welche Glücksveränderung deinen Gemüthszustand, wie du dir einbildest, in solche Unordnung gebracht hat. Es sind mir die vielfältigen Verblendungen und Verführungen dieses Abentheuers wohl bekannt; und es unterhält diejenigen, die es

zu

zu äffen sucht, so lange mit schmeichlerischen Liebkosungen, bis es die mit einem unerträglichen Schmerze belegt, welche es wider Verhoffen verläßt. Wenn du also die Natur, Gewohnheit und Verdienste desselben recht erwägest, so wirst du finden, daß du an dem Glücke weder etwas sonderbares gehabt, noch verlohren hast. Ich halte dafür, daß es mich nicht viel Mühe kosten soll, dich dessen zu erinnern. Denn auch damals, als du ihm im Schoose sasest, und es dir schmeichelte, straftest du es nämlich, und verfolgtest es mit weisen Sprüchen, die du aus meinem Unterrichte nahmest. Aber eine jede schnelle Veränderung der Dinge ist gleichsam mit einem Streite in dem Gemüthe verbunden. Daher bist du auch aus deiner Gemüthsruhe in etwas versetzt worden; und es ist Zeit, daß du einige erweichende und lindernde Mittel zu dir nimmst und kostest, die den stärkern Arzeneyen den Weg auf das Innere deines Gemüths bahnen. Bediene dich also der Anmuth der Beredsamkeit, welche alsdann erst ihre Dienste recht verrichtet, wenn sie von unsern Vorschriften nicht abweichet. Nebst ihr bediene dich der Musik, unserer täglichen Gespielinn, die dir bald sanfte, bald rauhe Töne vorsinge. Was ist es also, o Mensch, das dich in solche Betrübniß und Traurigkeit gesetzt hat? Ich glaube, du hast etwas neues und ungewöhnliches gesehen. Du irrest, wenn du in den Gedanken stehest, als habe sich das Glück gegen dich verändert. Es ist ja beständig seine Art und Gewohnheit also gewesen. Es ist vielmehr bey seiner

natürlichen Veränderung bey dir beständig geblieben. Es war ebendasselbe, als es dich liebkosete, und unter den Reizungen einer falschen Glückseligkeit mit dir sein Spiel hatte. Du hast das veränderliche Gesicht dieser blinden Gottheit kennen gelernet; und die sich vor andern noch verstellet, die kennest du nun völlig. Gefällt sie dir, so schicke dich in ihre Aufführung, und klage nicht. Erschrickest du vor ihrer Untreue, so verachte sie, und mache dich von ihren schädlichen Schmeicheleyen los. Denn die jetzo die Urheberinn deiner so grossen Traurigkeit ist, die hätte das auch zu deiner Ruhe seyn sollen. Die dich verlassen hat, vor der wird niemand jemals sicher seyn können, daß sie ihn nicht auch verlassen werde. Oder, hältest du eine vergängliche Glückseligkeit eben für so etwas sonderliches? Wenn das Glück da ist, so hast du es lieb, ob es dir gleich nicht treu bleibet; verlässet es dich, so bringet dirs Kummer. Was man nun nicht so lange, als man will, behalten kann, und uns bey seinem Abschiede traurig machet; was ist ein so flüchtiges Gut anders, als ein Vorbote eines zukünftigen Elends. Es ist auch nicht genung, daß man nur auf das Gegenwärtige siehet. Man muß auch auf das Ende einer Sache weislich Acht haben; und diese Veränderlichkeit des Glücks und Unglücks machet, daß man, weder die Schmeicheleyen des erstern zu wünschen, noch die Drohungen des letztern zu fürchten, Ursache hat. Endlich mußt du überhaupt mit gelassenem Muthe ertragen, was auch nur in der Regierung des Glücks beschlossen wor-

den ist, wenn du dich einmal seiner Herrschaft unterworfen hast. Würdest du nicht unrecht handeln, wenn du derjenigen, die du zu deiner Gebieterinn freywillig erwählet hast, einen Befehl, zu bleiben, oder wegzugehen, geben wolltest? und wirst du nicht durch Ungedult dein Schicksal, das du nicht ändern kannst, vielmehr verschlimmern? Wenn du die Seegel den Winden anvertrauen wolltest: so würdest du nicht dahin kommen, wohin du verlangest, sondern, wohin dich der Wind treiben würde. Wenn du Saamen auf den Acker säest: so kannst du dir, sowohl ein fruchtbares, als unfruchtbares Jahr, versprechen. Hast du dich also der Regierung des Schicksals überlassen: so mußt du auch dem herrschaftlichen Willen desselben gehorchen. Du aber unterstehest dich, die Gewalt des sich drehenden Glücksrads aufzuhalten? O Thörichtster unter allen Sterblichen! So bald das Glück aufhöret, sich zu verändern, so bald ist es kein Glück mehr.

Wenn es mit stolzer Hand in einem steten Kreis
Sein unbeständig Rad nach eignem Willen dreht,
So gleicht sein Gauckelspiel wohl recht des Meeres Weise,
Das bald durch Sturm erschreckt, bald still in Ufern geht.
Den Hohen, deren Trutz den Weltkreis sonst erschrecket,
Hat es mit leichter Müh den Untergang gebracht;

Den

Den Niedern gegentheils, den Schaam und Furcht bedecket,
Oft, eh er sichs versehn, betrüglich angelacht.
Es ist so taub, als blind, bey Ströhmen heiser Thränen,
Die es aus Grausamkeit den Armen ausgepreßt,
Es lacht bey seinem Schreyn, und sucht den zu verhöhnen,
Der sich auf seine Macht, und auf sein Spiel, verläßt.
So wunderbar verfährt das Glück in einer Stunde,
Der heute glücklich ist, geht heut noch wohl zu Grunde.

Ich will mich aber unter der Person des Glücks selbst eine kurze Zeit mit dir unterreden; Gieb also Acht, ob es nicht recht mit dir verfähret. Was beschwerest du dich, o Mensch, durch beständiges Klagen über mich? Womit habe ich dich beleidiget? Was hab ich dir von dem Deinen entwendet? Rechte mit mir, wegen der besessenen Güter und Würden, vor welchem Richter du willst. Wenn du mir beweisen kannst, daß etwas davon einem unter den Sterblichen, als ein Eigenthum, zugehöre: so will ich auch gerne zugeben, daß das, was du wiederhaben willst, dir eigenthümlich zugehöret habe. Als du nacket und bloß vom Mutterleibe kamest, nahm ich dich in meinen Arm und Schooß; ich pflegte und ernährte dich; und was dich eben jetzo unzufrieden über mich machet, davon gab ich dir, als von meinem Ueberflusse und Eigenthume, gar einen

reichlichen Antheil. Da ich nun meine Hand frey wieder zurücknehme: so hast du Ursache, mir zu danken, daß du fremde Güter so lange genossen hast. Du hast gar kein Recht zu klagen, als wenn du um alles das Deine gekommen wärest. Was seufzest du also? Ich habe dir gar nicht Gewalt noch Unrecht gethan. Reichthum, Ehre, und dergleichen, gehöret mir zu. Sie erkennen, als Dienerinnen, mich für ihre Gebieterinn; mit mir kommen sie, mit mir gehen sie auch wieder hinweg. Ich weis gewiß, wenn das, über dessen Verlust du dich beschwerest, dir als eigen zugehöret hätte, du hättest es auf keine Art und Weise verliehren können. Darf ich mich denn nur allein meines Rechts nicht bedienen? Der Himmel lässet ja heitere Tage kommen, wenn er will; er kann sie aber auch mit Nebel und Finsterniß erfüllen. Das Jahr kann die Erde bald mit Blumen und Früchten schmücken; bald aber auch mit Regen und Frost bedecken. Das Meer darf sowohl mit sanften Wellen spielen, als durch Sturm und Wetter erschrecken. Sollte mich denn die unersättliche Begierde der Menschen zu einer Beständigkeit zwingen können, die ganz wider meine Natur ist? In der Unbeständigkeit bestehet eben meine Macht; das ist mein beständiges Spiel. Ich drehe mein Rad stets in einem beweglichen Kreise herum, und es ist meine Freude, wenn ich das Unterste zum Obersten, und das Oberste zum Untersten, kehren kann. Hast du Lust, so setze dich auf die oberste Stuffe desselben, aber mit der Bedingung, daß du nicht sprichst,

es

es geschehe dir Unrecht, wenn du, so bald es mein Lustspiel erfordert, wieder herabsteigen mußt. War dir diese meine Aufführung unbekannt? Wußtest du nicht, wie Crösus, der Lydier König, dem Cyrus anfänglich ein rechtes Schrecken war; bald aber von ihm auf den Scheiterhaufen gesetzet, und noch durch einen vom Himmel geschickten Platzregen vor den Flammen beschützet wurde? Hast du vergessen, wie Paulus Aemilius bey dem jämmerlichen Anblicke des von ihm gefangenen macedonischen Königs, Perseus, mitleidige Thränen vergoß? Was wird in aufgeführten Trauerspielen anders beseufzet und betrauret, als daß das Schicksal die glücklichsten Königreiche ohne Unterscheid auf einen Schlag zu Boden gestürzet hat? Hast du nicht in deiner Jugend gelernet, daß bey dem Eintritte in den Tempel des Jupiters zwey Gefäse lagen, in deren einem Böses, in dem andern aber Gutes, aufbehalten wurde? Wie, wenn du von dem Guten zuviel genommen hättest? Wie, wenn ich noch nicht ganz und gar von dir gewichen wäre? Wie, wenn dir auch diese meine Unbeständigkeit zu einer rechtmäsigen Ursache zu hoffen würde, daß es mit dir noch besser werden könnte? Drum wirf den Muth nicht weg, und verlange nicht, da du nebst allen andern Dingen unter einer gemeinschaftlichen Herrschaft stehest, nach deinem eigenen Willen zu leben.

Wenn gleich die Göttinn des Glücks ihr Horn, mit Segen erfüllet,
Ueber die Menschen höchst mildreich ausgießt,
Und so viel Gutes ertheilt, als sich am Ufer des Meeres
Sand bey entstandenem Sturme wegspült;
Und, als bey heiterer Nacht am Himmel blitzende Sterne
Jauchzend sich ihres Berufes erfreun:
So ist der Menschen Geschlecht doch noch in ängstlichen Klagen
Sinnreich, und niemals zufrieden gestellt.
Erfüllt' der gütige Gott gleich die begierigen Wünsche,
Die nur auf Reichthum und Ansehen gehn:
So wär es doch nicht genung; und gäb er güldenen Regen,
Würde der Durst doch nur stärker erhitzt.
Der unersättliche Geiz, der das Erworbne verschlucket,
Sperret den Rachen nur ferner weit auf.
Wie wird doch, sterblicher Mensch, dein armer Hunger gestillet,
Wenn sich die Habsucht bey mehrern nur häuft?
Der ist nie frölich und reich, der unter Zittern und Seufzen
Sich für das ärmste Geschöpfe ausgiebt.

Wenn

Wenn das Glück zu seiner Vertheidigung also mit dir redete, du würdest gewiß nichts dargegen aufbringen können. Hast du aber etwas, dadurch du deine Klagen zu rechtfertigen gedenkest, so bringe es vor, ich will dich reden lassen. Boeth. Diese Reden haben wohl einen Schein, und sind nach der Anmuth der Rede- und Singekunst eingerichtet; sie gefallen so lange, als man sie höret. Aber unglücklichen Menschen gehet ihr Elend näher zu Herzen. Wenn also die süssen Worte nicht mehr in die Ohren dringen, so greift der innerliche Schmerz das Gemüth destoheftiger an. Ph. Es ist andem. Denn das sind noch lange nicht die Mittel wider deine Krankheit: sondern gleichsam nur ein Weichpflaster zur Heilung der verhärteten Wunde. Ich will, wenn es Zeit seyn wird, schon andere Mittel gebrauchen, die tiefer eindringen sollen. Damit du aber dir nicht so gar elend zu seyn dünkest, so frage ich dich: Hast du auch etwa die Grösse und Mannichfaltigkeit deiner Glücksumstände vergessen? Ich schweige anjetzo davon, daß dich, als einen vaterlosen Wäysen, die ansehnlichsten Männer zur Versorgung aufgenommen, und der nähesten Verwandschaft mit den vornehmsten Familien der Stadt hernach gewürdiget haben; und, welches die unschätzbarste Art der Freundschaft ist, sie haben dich eher geliebet, als du ihr Anverwandter worden bist. Wer hielte dich nicht für den allerglücklichsten Menschen, da du so vornehme Schwiegerältern, so eine keusche und tugendhafte Frau, und so

wohlgezogene und glückliche Söhne hattest? Ich übergehe auch mit Stillschweigen (denn an gemeine Dinge will ich nicht denken,) die ansehnlichen Ehrenämter, die andern im Alter abgeschlagen, dir aber in der Jugend anvertrauet worden sind. Ich will nur von einigen ganz ausnehmenden Glücksumständen in deinem Leben Meldung thun. Wenn der Genuß zeitlicher Dinge einigen Werth der Glückseligkeit hat, sollte wohl ein jeder Unglücksfall das Andenken desjenigen Tages ganz und gar aus deinem Gedächtnisse verdringen können, an welchem du zween deiner Söhne zugleich zu Burgermeistern erwählet, und sie vom Hause, unter der Begleitung der ansehnlichsten Väter der Stadt, und dem Zulaufe des Volks, auf das Rathhaus führen sahest? Da du, als sie daselbst auf ihren Ehrenstühlen sassen, durch die Lobrede, die du auf den König mit grosser Geschicklichkeit und Beredsamkeit hieltest, den Preis erlangetest? Da du auf dem grossen Schauplatze, mitten zwischen diesen zween Burgermeistern, das häufig versammlete Volk durch ein prächtiges Gastmahl und herrliche Geschenke vergnügtest? Ich glaube, du hattest damals das Glück selber bezaubert, daß es dir so wohl wollte, und dich, als sein Schooskind, liebkosete. Du trugest von allem diesen solche Ehre davon, dergleichen keine Privatperson jemals von dem Glücke erhalten hat. Getrauest du dir also wohl mit dem Glücke eine Abrechnung zu halten? Es hat dich zur Zeit nur noch mit misgünstigen und scheelen Augen angesehen. Denn, wenn du die Menge und Verschiedenheit der fröli-

chen Zufälle, gegen die traurigen, hältest: so kannst du nicht leugnen, daß du nicht noch glücklich seyst. Wenn du dich aber deswegen nicht mehr für glücklich achtest, weil du das, was dir sonst so angenehm war, wieder verlohren hast: so hast du nicht Ursache, dich für unglücklich zu schätzen; weil auch das, was du jetzo als ein Unglück ansiehest, bald wieder vorübergehet. Bist du denn jetzo erst als ein Fremdling auf den Schauplatz der Welt getreten? Meynest du denn, daß sich in den menschlichen Dingen einige Beständigkeit finden könne, da es oft in einer Stunde mit dem Menschen selber aus ist? Wenn also auch gleich diejenigen Dinge, die dem Glücke unterworfen sind, einigen kurzen Bestand haben: so muß doch am letzten Tage unsers Lebens das noch so beständige Glück ersterben, und also unbeständig werden. Was meynest du nun, was das für ein Unterschied sey, ob du das Glück verlässest, wenn du stirbest, oder ob es noch in deinem Leben von dir weichet?

Wenn jetzt der Sonne güldne Strahlen
Beblumter Berge Spitzen mahlen,
Verliert der Mond sein Licht.
Des Himmels Fackeln müssen weichen,
Und vor der Morgenröth erbleichen,
Durch die der Tag anbricht.

Wenn jetzt des Zephyrs sanften Lüfte
Frisch aufgeblühter Rosen Düfte

Durch Wald und Gärten wehn:
So wird man bald ihr Kleid vermissen,
Wenn sich der Blumen Augen schliessen,
Und rauhe Winde gehn.

Bald spiegelt sich im stillen Meere
Der heitre Himmel, dem zur Ehre,
Der Licht und Stille gab.
Bald droht der Winde stürmisch Schrecken,
Verborgne Schlünde aufzudecken;
Zerborstner Felsen Grab.

Wer kann, bey ändernden Gestalten
Der Welt, sich an die Güter halten,
Die mit ihr selbst vergehn?
Drum muß, was einen Anfang kennet,
Und sich nur von der Erde nennet,
Mit ihr sein Ende sehn.

B. Es ist alles wahr, was du sagest, Mutter der Tugenden! und ich kann den schnellen Lauf und Anwachs meiner Glückseligkeit nicht leugnen. Aber das ist es auch, was mich, wenn ich daran gedenke, destoheftiger quälet. Denn unter allen Arten des Unglücks ist dieß das größte, wenn man vorhero glücklich gewesen ist. Ph. Aber, was du einer falschen Einbildung wegen leidest,

das kannst du den Sachen selbst mit Recht nicht beymessen. Denn, wenn dich der leere Name eines ungefehren Glücks rühret: so erwäge doch nur mit mir, was für viele und grosse Glücksgüter du noch besitzest. Wenn dir dasjenige, was du unter allen deinen Gütern für das schätzbarste hieltest, von Gott unversehrt und unverletzt erhalten wird: wirst du dich alsdann mit Recht über das Unglück beschweren können, wenn du das Beste noch behältest? Nun befindet sich aber dein Schwiegervater, Symmachus, die größte Zierde des menschlichen Geschlechts, noch frisch und gesund; und, was du mit deinem Leben zu erkaufen nicht träge seyn solltest, ein Mann, der lauter Weisheit und Tugend ist; der sein ihm angethanes Unrecht nicht achtet, aber die dir zugefügten Beleidigungen schmerzlich beweinet. Es lebet deine Gemahlin noch, eine sehr kluge, tugendhafte und keusche Frau, die, wenn ich alle ihre guten Eigenschaften kurz zusammenfassen soll, ihrem Vater gleich ist. Sie lebet noch, sage ich, und suchet, ihres Lebens satt, solches nur noch deinetwegen zu erhalten. Ich gestehe selbst, daß dieß einzige deine Glückseligkeit vermindern könne, da sie aus Liebe und Verlangen nach dir in Thränen und Kummer ganz vergehet. Was soll ich von deinen zur Burgermeisterwürde erhabenen Söhnen sagen, aus denen schon, soviel ihr Alter zuläßt, Proben des natürlichen und großväterlichen Verstandes hervorleuchten? Da nun die Menschen, ihr Leben zu erhalten, vornehmlich besorgt seyn sollen: wie glücklich bist du dahero

hero nicht, wenn du das Gute erkennest, da du auch jetzo noch solche Glückseligkeiten besitzest, die einem ausser allem Zweifel lieber sind, als das Leben. Höre demnach auf zu weinen. Das Glück hasset dich noch nicht ganz, und es hat dich noch kein allzuharter Sturm betroffen, weil die Anker noch fest sind, die dir es weder am Troste in den gegenwärtigen, noch an Hoffnung in den künftigen, Zeiten werden ermangeln lassen. B. O! ich wünsche, daß sie fest bleiben mögen. Denn, so lange die noch sicher ruhen, will ich mich noch wohl erhalten, es gehe, wie es wolle. Du siehest aber, wieviel ich von meinem Wohlstande verlohren habe? Ph. Nun habe ich schon etwas gewonnen, da du mit deinem Schicksale noch nicht ganz unzufrieden bist. Aber ich kann deine Zärtlichkeit nicht leiden, daß du so betrübt und ängstlich thust, weil du etwas von deiner Glückseligkeit verlohren hast. Denn, wer ist jemals so vollkommen glücklich, daß er nicht zum wenigsten in einem Stücke mit seinem Stande unzufrieden sey? Die menschlichen Güter sind ja voller Unruhe, so, daß man entweder niemals alles zugleich besitzen, oder nie beständig genüssen kann. Der eine ist reich und vermögend genung; aber er muß sich seines geringen Herkommens schämen. Den machet seine adeliche Geburt berühmt; aber, weil er arm ist, möchte er lieber unadelich und unbekannt seyn. Ein anderer hat beydes; beweinet aber seinen unverehelichten Stand. Der heyrathet glücklich; bleibt aber ohne Kinder, und muß das Seine fremden Erben lassen. Dieser wird mit Kin-

dern gesegnet; muß aber die schlechte Aufführung des Sohns oder der Tochter beweinen. Derohalben ist so leicht niemand mit seinen Glücksumständen vergnügt. Denn es findet sich allenthalben etwas, das der Unerfahrne noch nicht kennet, davor aber der, so es erfahren hat, erschrickt. Hierzu kömmt noch dieses, daß auch der allerglücklichste Mensch von so zärtlicher Empfindung ist, daß, wenn ihm nicht alles nach Wunsche gehet, er über einen jeden Unfall alsobald ungedultig, und in der geringsten Widerwärtigkeit verzagt wird. So geringe Dinge sind es, die den allerglücklichsten Menschen um seine Wohlfahrt bringen können. Wieviel sind derer nicht, welche sich bis an den Himmel erhoben zu seyn einbilden würden, wenn sie nur den kleinsten Theil von deinem noch übrig gebliebenen Glücke hätten? Selbst der Ort, den du für dein Elend hältest, ist seinen Einwohnern ein Vaterland. Es ist nichts so gar schlecht, als was du nur dafür ansiehest; was man hingegen mit gelassenem Muthe erträget, das ist allezeit ein Glück. Wer ist so glücklich, der nicht eine Aenderung seines Zustandes wünschet, wenn er sich einmal der Ungedult ergeben hat? O! mit wie vielen Bitterkeiten ist die Süßigkeit des menschlichen Glücks versalzen! Wenn es auch dem, der es genüsset, angenehm scheinet: so kann er es doch nicht aufhalten, wenn es ihn verlassen will. Daraus erhellet, was sich für eine elende Glückseligkeit in irdischen Dingen findet, welche weder bey gelassenen Gemüthern beständig bleibet, noch die ängstlich

lich Besorgten vollkommen vergnüget. Was suchet ihr demnach, sterbliche Menschen! eine Glückseligkeit ausser euch, die doch in euch selbst zu finden ist? Irrthum und Unwissenheit verführen euch. Ich will dir kürzlich den Inbegrif der höchsten und wahren Glückseligkeit zeigen. Ist wohl etwas edler, als du selber bist? Du wirst sagen: Nein. Wenn du demnach deiner selbst mächtig bist, so wirst du etwas besitzen, das du weder jemals wirst verliehren wollen, noch dir auch das Schicksal rauben kann. Und damit du sehen mögest, daß in diesen zufälligen Gütern keine wahre Glückseligkeit bestehen könne: so schlüsse also: Wenn die Glückseligkeit das höchste Gut eines vernünftigen Wesens ist; dasjenige aber das höchste Gut nicht ist, was irgend auf eine Art und Weise entzogen werden kann; weil das, was nicht weggenommen werden kann, jenes übertrifft: so ist klar, daß der Unbestand des Glücks zum Genusse der wahren Glückseligkeit nicht gelangen, noch befördern kann. Ferner, so weis entweder der, den das hinfällige Glück erhebt, daß es veränderlich ist, oder er weis es nicht. Weis er es nicht, was kann sich denn bey einer so blinden Unwissenheit für eine höchste Glückseligkeit finden? Weis er es aber, so muß er nothwendig befürchten, er möchte es verliehren, weil er nicht zweifelt, daß es verlohren werden könne; daher lässet ihn die beständige Furcht nicht glücklich seyn. Oder, vielleicht meynet er, man müsse es nicht achten, wenn man es verlohren habe? So ist das auch gewiß ein sehr gerin-

ges

ges Gut, dessen Verlust man so leicht ertragen kann. Und, weil du eben derjenige bist, von dem ich weis, daß er die Unsterblichkeit der menschlichen Seelen überzeugt einsieht, und gründlich beweisen kann; da es ferner offenbar ist, daß die zufälligen Glückseligkeiten des Leibes sich mit dem Tode endigen: so darf niemand zweifeln, wenn dieser die wahre Glückseligkeit nicht behaupten kann, daß nicht das ganze menschliche Geschlecht durch den Tod in einen elenden Zustand gerathe. Da wir nun aber wissen, daß viele nicht nur durch den Tod, sondern auch durch Schmerzen und Strafen, den Besitz und Genuß der wahren Glückseligkeit gesucht haben: wie kann denn das gegenwärtige Leben diejenigen glücklich machen, die es am Ende nicht unglücklich machet?

Wer unbewegt und still,
Bey Sturm und Ungewittern
Nicht ängstiglich erzittern,
Und sicher wohnen will:
Der meide steile Höhen,
Die leichter Sand bedeckt,
Daß, wenn der Winde Wehen
Mit ganzer Macht erschreckt,
Er nicht den losen Grund schnell unter sich verliehret,
Und in den Abgrund stürzt, daraus kein Ausgang
führet.

Bleib in der Niedrigkeit,
Da bist du vor dem Neide
Des Glücks, und bangem Leide
Des Unglücks, stets befreyt.
Du wohnst in sichern Thürmen,
Verborgen und beglückt,
Die sich bey Unglücksstürmen
Noch nie zum Fall gebückt.
So wird die kurze Zeit des Lebens froh verfliegen,
Dich wird kein hart Geschick in deiner Burg besiegen.

Weil ich aber sehe, daß meine gelinden Mittel schon einige Wirkung bey dir gethan haben: so will ich mich etwas stärkerer Arzeneyen bedienen. Gesetzt also, es wären auch die Güter des Glücks nicht so vergänglich und flüchtig; was findet sich denn wohl an denselben, das euch Menschen entweder einmal eigenthümlich werden könnte, oder, wenn ihr es erkannt und genossen, nicht seinen Werth bey euch verliehret? Ist denn der Reichthum, in Ansehung eurer, oder seiner Natur nach, etwas schätzbares? und welche Art des Reichthums ist solches vornehmlich? Ist es Gold, oder ein grosser Haufe gesamleten Geldes? Dieses aber glänzet ja schöner, wenn man es ausgiebt, als wenn man es auf einen Haufen zusammenleget; weil der Geiz die Menschen verhaßt, die Freygebigkeit aber beliebt und berühmt machet. Wenn nun

nun dasjenige bey einem nicht bleiben kann, was auf einen andern gebracht wird: so erhält das Geld alsdann erst einen Werth, wenn man es andern giebt, und durch diese Verwendung aufhöret, unser zu seyn. Wird aber alles, soviel dessen in der Welt ist, von einem allein gesammlet: so müssen die übrigen nothwendig dasselbe gänzlich entbehren. Ein Schall dringet zwar ganz in vieler Ohren zugleich: Euer Reichthum aber kann nicht anders, als getheilet, auf mehrere kommen. Geschieht dieses, so müssen die nothwendig ärmer werden, die er verläßt. O! was ist das nicht für ein armer und unvermögender Reichthum, den theils viele nicht ganz besitzen, theils nicht ein jeder ohne des andern Armuth erlangen kann! Oder, ziehet der Schimmer der Edelgesteine eure Augen auf sich? wenn in ihrem Glanze etwas besonders ist: so ists ein Licht, das den Steinen, und nicht den Menschen, eigentlich zugehöret. Daher wundere ich mich sehr, daß die Menschen so viel Wesens daraus machen. Denn, wie kann ein lebloses und ohne Glieder zusammengehängtes Ding einem beseelten und vernünftigen Geschöpfe doch mit Recht schön vorkommen? Und obgleich dergleichen Steine ein Werk des allmächtigen Schöpfers sind, und zum Unterschiede von andern einige geringe Schönheit haben: so stehen sie doch weit unter euch, und verdienen keinesweges, daß ihr sie so bewundert. Oder, vergnüget euch die Anmuth der Aecker und Felder? Und warum sollten euch die nicht vergnügen? Denn sie sind ein schöner Theil von den schönsten Werken des

Schöpffers. So erfreuen wir uns bisweilen an der Stille des Meeres; so bewundern wir den Himmel, die Sterne, die Sonne, und den Mond. Aber geht dich etwas von diesem allen an? darfst du dich des Glanzes eines derselben rühmen? Prangest du denn selbst mit den Frühlingsblumen? oder, bringet dein Ueberfluß die reichen Sommerfrüchte? O der eitlen Freude! Was siehest du fremde Güter für die deinen an? Das Glück wird dir dasjenige nimmermehr zu deinem Eigenthume machen, was die Natur von dir abgesondert hat. Die Früchte der Erden sind zwar ohne Zweifel zum Unterhalte der lebendigen Geschöpfe erschaffen; wenn du aber, soviel als die Natur erfordert, haben, und deinem Mangel dadurch abhelfen willst: so wirst du des Glückes Ueberfluß niemals verlangen. Denn die Natur ist mit sehr wenigem vergnügt; und, wenn du das, woran die Natur satt hat, überflüßig häufen willst: so wird dir solches, entweder unangenehm, oder schädlich, werden. Ich sehe schon, du meynest, das sey etwas herrliches, wenn man in schönen und stets veränderten Kleidern prangen könnte. Wenn diese mir gefallen, so bewundere ich entweder den Zeug, daraus sie gemacht sind, oder die Geschicklichkeit des Schneiders. Oder, vielleicht suchest du in einem prächtigen Gefolge vieler Bedienten deine Glückseligkeit? Sind diese lasterhaften Sitten ergeben, so sind sie ein schädliches Gesindel in dem Hause, und die ärgsten Feinde ihrer Herren: sind sie aber treu und redlich, wie kannst du denn anderer ihre Redlich-

keit

keit, als dein Eigenthum, ansehen? Hieraus erhellet also gar deutlich, daß nichts von dem allen, was du unter deine Güter rechnest, dein eigen sey; und, wenn sich nun nichts besonders schönes und reizendes daran findet, was betrübest du dich denn über dessen Verlust, oder erfreuest dich über dessen Besitz? Sind diese Güter von Natur schön, was geht dich das an? Denn sie würden auch an und für sich gefallen haben, wenn du sie auch nicht besässest. Sie sind ja nicht darum hochzuschätzen, weil sie mit zu deinem Reichthume gekommen sind: sondern, weil sie dir so herrlich scheinen, darum hast du sie mit zu deinem Reichthume gezählet. Was sucht ihr aber durch die unruhigen Glücksgüter, und durch die Bemühung nach denselben, zu erhalten? Ich glaube, ihr wollet durch ihre Menge dem Mangel abhelfen. Aber es schläget euch fehl. Denn man hat viele Mittel zur Erhaltung eines so veränderlichen und kostbaren Vorraths nöthig; und es ist wahr, daß denen sehr vieles mangelt, die viel besitzen; denen hingegen sehr wenig, die ihren Reichthum nach den nothwendigen Bedürfnissen der Natur, und nicht nach einem grossen Ueberflusse, abmessen. Findet sich denn also gar kein eigenthümliches und angebohrnes Gut an euch, daß ihr eure Glückseligkeit nur in äusserlichen und entfernten Dingen suchet? Ist denn alles so umgekehrt, daß das göttliche und mit Vernunft begabte Geschöpfe, der Mensch, sich einbildet, es habe anders keine Schönheit, als bey dem Besitze eines unbeseelten Vorraths? Andere Kreaturen sind mit dem

Ihrigen zufrieden. Ihr aber, die ihr der Seele nach Gott ähnlich seyd, entlehnet die Zierde einer vortrefflichen Natur von den geringsten Dingen, und bedenket nicht, wie sehr ihr dadurch euern Schöpfer beleidiget. Dieser hat gewollt, daß das menschliche Geschlecht vor allen irdischen Dingen den Vorzug haben sollte: ihr aber stosset eure Würde unter die allergeringsten Dinge hinunter. Denn da eines jeden sein Gut edler und besser seyn muß, als der, dem es zugehöret: so unterwerfet ihr euch ja durch eure eigene Einbildung den geringsten Dingen, wenn ihr dieselben für euer höchstes Gut haltet; und hierinnen geschiehet euch eben recht. Denn mit der menschlichen Natur hat es besonders diese Beschaffenheit, daß sie alsdenn erst allen andern Dingen vorzuziehen ist, wenn sie sich selbst erkennet. Höret sie aber auf, dieses zu thun: so ist sie auch geringer, als die unvernünftigen Thiere. Denn die Natur anderer Thiere bringet es mit sich, daß sie sich selbst nicht erkennen: den Menschen hingegen gereichet solches zur Schande. Wie weit aber erstrecket sich hier nicht euer Irrthum, wenn ihr meynet, es könne etwas durch fremde Zierrathen herrlicher und ansehnlicher gemacht werden? Allein, das ist nicht möglich. Denn, wenn etwas seinen Glanz von andern hinzugesetzten Dingen erhält: so wird zwar das, was man hinzugethan hat, gelobet; dasjenige aber, was darunter verdeckt liegt, bleibt doch nichts destoweniger häßlich. Ich leugne aber, daß das ein Gut sey, was dem Besitzer schadet. Habe ich hierinnen Unrecht? Du wirst sagen: Keineswegen.

Nun

Nun hat aber der Reichthum seinen Besitzern sehr oft geschadet, da ein jeder Erzbösewicht, der eben deswegen nach fremden Gütern am begierigsten ist, sich des Besitzes alles Goldes und köstlicher Kleinodien allein am würdigsten achtet. Dahero, wenn du, da du dich jetzo vor Schwerdt und Spieß ängstlich fürchtest, den Weg dieses Lebens, als ein Reisender, der nichts bey sich träget, angetreten hättest: so würdest du vor keinem Strasenräuber erschrecken. (*) O! der vortrefflichen Glückseligkeit vergänglicher Güter, durch deren Besitz ein Mensch um alle Sicherheit kömmt!

O höchstbeglückte Zeit der Erde!
Da man der Aecker Fruchtbarkeit
In möglichster Zufriedenheit,
Ohn trägen Ueberfluß, verzehrte!
Man suchte nur mit leicht verdauten Speisen
Den späten Hunger abzuweisen;
Man nahm dem edlen Rebensaft
Durch keine Mischung seine Kraft,
Denn der Betrug war da noch unbekannt.

(*) Boethius siehet hier auf die Verse beym Juvenal:

Pauca licet portes argenti uascula puri,
Nocte iter ingressus contum gladiumque timebis,
Et motae ad lunam trepidabis arundinis umbra,
Cantabat uacuus coram latrone uiator.

Man kleidete sich nicht in Seide,
Zu deren Pracht man noch die Kunst erfand,
Mit Purpurschnecken Blut sie zu erhöhn;
Man aß und trank nur Freude.
Zwar konnte man nicht seltne Schüsseln sehn:
Allein bey Kohl, und frischer Quellen Trank,
Schlief man gesund, und wurde selten krank.
Als noch die Wälder ihre Schatten
Von schlanggewachsnen Fichten hatten,
Als diese durch des Meeres Flut
Den Wucher noch nicht führten,
Und ihn mit fremder Länder Gut
Bereichert wiederbrachten:
Da schwiegen noch die kriegerischen Zeichen
Zum Würgen und zu blutgen Schlachten;
Durch Eintracht und Gedult, die noch die Erde zierten,
War einer stets bereit, dem andern auszuweichen.
Aus Haß vergoßnes Blut bespritzte nicht die Waffen,
Was kann der Grausamkeit auch dieß für Nutzen schaffen,
Wenn sie nach hart gehabtem Streite,
An statt Eroberung und Beute,
Nur unheilbare Wunden sieht?
O! liesen sich die Sitten
Der ersten Zeiten doch erbitten,

Und kämen wieder in die Welt!
Allein, der heise Durst nach Geld
Gleicht Aetnens tiefen Feuerschlünden.
O! welche kühne Hand war doch zuerst bemüht,
Das tiefverdeckte Gold, das uns so gerne flieht,
Mit kostbarer Gefahr zu finden?

Was soll ich von hohen Ehrenstellen und weltlicher Macht sagen, die ihr aus Unwissenheit, worinnen die wahre Würde und Gewalt bestehe, bis an den Himmel erhebet? Wenn ein jeder Boshafter dieselben erlanget hätte, welche Entzündung des feuerspeyenden Aetna, welche Sündfluth würde jemals so viel Schaden angerichtet haben? Wenigstens haben eure Vorfahren, wie du dich erinnern wirst, die burgermeisterliche Regierung, welche der Anfang der Freyheit war, wegen des Stolzes der Burgermeister, abschaffen wollen, die um eben dieses Stolzes willen die königliche Gewalt und Herrschaft aus der Stadt vorher verbannet hatten. Wenn aber auch bisweilen tugendhafte Männer zu Ehrenämtern gelangen, das doch sehr selten geschieht, was macht sie denn beliebt, als das rechtschaffene Wesen derer, so sie besitzen? Daher werden die Tugenden nicht um grosser Würden, sondern diese um jener willen geehret. Worinnen bestehet aber eure so zu wünschende und ansehnliche Gewalt? Betrachtet ihr denn nicht, sterbliche Menschen, worüber ihr euch zu herr-

schen einbildet? Wenn du sähest, daß unter den Mäusen sich eine vor den andern einen Vorzug und Gewalt anmasen wollte, würdest du nicht laut darüber lachen? Was kannst du aber schwächer und ohnmächtiger finden, als einen Menschen, sofern man ihn nur nach dem Leibe betrachtet, den oft ein kleiner Mückenstich, oder sonst in einen verborgenen Ort gekrochener Wurm, tödten kann? Worüber wollte wohl einer seine Herrschaft an dem andern ausüben, als blos über seinen Leib, oder über das, was noch geringer ist, als der Leib, ich meyne seine Glücksgüter? Denn über die freye Seele kannst du nicht herrschen; noch ein ruhiges und zufriedenes Gemüth aus seinem vergnügten Zustanstande setzen. Als ehemals ein Tyranne einen freyen und unschuldigen Mann durch grosse Martern zu zwingen gedachte, daß er die, welche von der wider ihn gemachten Zusammenverschwörung wußten, entdecken sollte, biß dieser sich selber die Zunge ab, und warf sie dem wütenden Tyrannen ins Gesicht. So wußte dieser weise Mann die Martern, dadurch der Tyranne seine Grausamkeit bewies, so gar zur Gelegenheit seiner Tapferkeit und Tugend zu machen. Was kann hiernächst einer dem andern zu Leide thun, das er nicht wieder von ihm zu befürchten hätte? Man lieset von dem Busiris, daß er gewohnt gewesen, seine Gäste um das Leben zu bringen: Als aber Herkules einmal bey ihm einkehrete, brachte ihn dieser selber um. Der römische General, Regulus, hatte viele im Kriege gefangene

Carthaginenser in Ketten und Banden geworfen: Er mußte aber kurz hernach sich von ihnen, als Siegern, die Hände binden lassen. Hältest du denn also den für mächtig, der die Gewalt, die er an andern ausübet, einem andern nicht nehmen kann, daß er sie nicht wieder an ihm selbst beweise? Ueberdieses, so würden grosse Ehrenstellen und Gewalt niemals den ärgsten Bösewichtern zu Theile werden, wenn sich in denselben etwas von einem wirklichen und wahren Gute fände. Denn Dinge, die einander von Natur entgegen sind, pflegen nicht leicht miteinander vereiniget zu werden. Die Natur weis von keiner Vereinigung dessen, was einander selbst aufhebet. Da es nun ausser Streit ist, daß gemeiniglich die Schlimmsten grosse Ehrenstellen haben: so folget auch, daß das keine eigentlichen und wahren Güter sind, die sich von lasterhaften Personen besitzen lassen. Man kann dieses mit destomehrerm Rechte von allen Glücksgütern sagen, weil sie den Gottlosen am reichlichsten zufallen. Und wie ich glaube, so muß man auch dieses dabey merken, daß ein jeder den für tapfer und geschwind hält, an welchem er Proben der Tapferkeit und Geschwindigkeit wahrgenommen hat. So macht die Singekunst Sänger, die Arzeneywissenschaft Aerzte, die Redekunst Redner. Denn die Natur einer jeden Sache bringet hervor und wirket, was ihr eigen ist, und leidet in ihren Wirkungen keine Vermischung einander entgegen gesetzter Dinge; sondern treibet vielmehr alles Widrige von sich hinweg. Nun kann aber

der Reichthum weder den unersättlichen Geiz stillen; noch die Gewalt den seiner selbst mächtig und frey machen, welchen die schändlichen Wollüste in unauflöslichen Ketten gebunden halten; so machet auch das aufgetragene Amt einen Boshaften desselben nicht würdig, sondern es entdeckt und verräth vielmehr seine Unwürdigkeit. Wie gehet das zu? Ihr gebet den Sachen gerne falsche Namen, die durch die Wirkung der Dinge selbst gar leicht widerlegt werden. Drum kann jener Reichthum, jene Macht, jene Würde, diesen Namen nicht mit Recht führen. Endlich lässet sich dieses auch von dem sämmtlichen Glücke behaupten, weil es offenbar ist, daß keine innere Güte darinnen zu suchen, noch zu finden ist; und sich dasselbe weder allezeit zu den Frommen gesellet, noch die, welche es begleitet, fromm und tugendhaft machet.

Was für Verwüstungen hat nicht
Die Grausamkeit einst angericht,
Als Rom von einem Ungeheuer
Der menschlichen Natur, durch Feuer,
Ohn Mitleid sich zerstören sah?
Kein Tod der Väter gieng ihm nah,
Die für das Wohl der Bürger wachten.
Er ließ so gar den Bruder schlachten;
Und wusch in saurer Mutter Blut,
Aus niemals noch erhörter Wuth,

Ohn Thränen die verfluchten Hände,
Nur, daß er jenen Leib erkännte,
Der ihn mit drohender Gefahr,
Als eine Pest der Welt, gebahr.
Doch herrschte er in allen Theilen
Der Welt, wo rauhe Winde heulen,
Und wo die Sonn am höchsten steht,
Und wo sie auf- und untergeht.
Wie? machte nicht die Kaiserkrone
Des Nero Herz zu einem Throne
Der Tugend und der Menschlichkeit?
O nein, da ist betrübte Zeit,
Wenn der, den Macht und Würde zieret,
Im Herzen Gift und Bosheit führet.

B. Du weist selber, daß ich am allerwenigsten von der Ehrsucht beherrschet worden bin: sondern ich habe nur Gelegenheit gesucht, dem gemeinen Wesen zu dienen, damit die stille Tugend in mir nicht unbrauchbar und vergraben liegen bleiben und veralten möchte. Ph. Das ist das einzige, das die von Natur zwar vortrefflichen, aber durch die letzte Hand der Tugend noch nicht zur Vollkommenheit gebrachten Gemüther reizen kann, nämlich eine edle Ruhmbegierde, und das Lob, daß man sich um das gemeine Beste wohl verdient gemacht habe. Damit du aber sehen mögest, wie wenig auch

auch dieses sagen wolle, so merke nur folgendes: Es ist bekannt, daß der ganze Umfang der Erde sich gegen den Raum des Himmels nur wie ein Punkt verhält; wie aus astrologischen Berechnungen erwiesen ist. Das ist, wenn man die Erde gegen die Grösse der gesammten himmlischen Körper rechnet: so wird sie fast gar keinen Raum einnehmen. Von dieser so kleinen Erdkugel wird, nach den Beweisen des Ptolemäus, fast nur der vierte Theil von lebendigen und uns bekannten Kreaturen bewohnet. Ziehet man in den Gedanken von diesem vierten Theile den Raum ab, den die Meere, Moräste, und die von der Sonnenhitze verbrannten und wüsten Gegenden, ausmachen: so wird für die Menschen kaum ein sehr kleiner Wohnplatz übrig bleiben. In diesem allergeringsten Pünktchen des an sich kleinen Punktes befindet ihr euch nun, ihr Menschen, eingeschlossen, und denket in demselben auf die Ausbreitung eures Namens und Vergrösserung eures Ruhms. Aber, was ist denn das für ein grosser und weitläuftiger Ruhm, der in so enge und kleine Grenzen eingeschlossen ist? Hierzu kömmt noch dieses, daß in dem so engen Bezirke so mancherley Nationen wohnen, die an Sprachen, Sitten, und Gewohnheiten, also voneinander unterschieden sind, daß einer von dem andern, ja ganze Städte von einander, nichts erfahren können, sowohl wegen der Beschwerlichkeit der Reisen und des Unterschieds der Sprachen, als auch, weil sie nicht miteinander im Handel und Wandel stehen. Zur Zeit des **Markus Tullius** hatte der Ruhm der

der römischen Republik noch nicht den Berg Caucasus überstiegen, wie er selbst davon an einem gewissen Orte gedenket, (*) und sie war doch damals mächtig und groß genung, und hatte sich den Parthern und übrigen Völkern dortherum schon furchtbar gemacht. Siehest du also, wie gering und klein euer Ruhm ist, den ihr doch fortzupflanzen und zu erweitern bemühet seyd? Wird denn wohl da ein Römer berühmt werden können, wohin noch nicht einmal der Ruhm der ganzen römischen Nation gekommen ist? Ja, was soll ich von der Verschiedenheit der Sitten, der Gesetze und Gewohnheiten der Völker sagen, da bey einigen dasjenige gelobet wird, was man bey andern für bestrafenswürdig hält? Daher nutzet es dem, der gerne berühmt seyn will, gar nichts, seinen Namen bey allen Leuten bekannt zu machen. Folglich wird ein jeder mit der Ehre zufrieden seyn müssen, die ihm zu Hause von den Seinigen erwiesen wird; und die so hoch gerühmte Unsterblichkeit des Namens wird in den Grenzen eines Volks, oder Landes, eingeschlossen bleiben. Von wie vielen wackern Männern die zu ihren Zeiten höchstberühmt gewesen, weis man jetzo nicht einmal etwas, weil man nichts von ihren Thaten aufgezeichnet hat. Jedoch, was helfen auch die Schriften, die nebst ihren Verfassern zugleich veralten und unbekannt werden? Ihr wollet euch ferner dadurch unsterblich machen, indem ihr

(*) In Somnio Scipionis, cap. 6.

ihr auf die Fortpflanzung eures Namens auf künftige Zeiten denket. Allein, wenn du diese Zeiten gegen die unendliche Ewigkeit hältest, so sage mir doch, was hast du für Ursache, dich eines langwährenden Ruhms zu erfreuen? Denn hält man einen Augenblick gegen zehntausend Jahre: so macht derselbe doch einen, obgleich sehr kleinen, Theil davon aus, weil beyde eine bestimmte Zeit haben. Aber gegen eine unendliche Ewigkeit haben so viele Jahre, man mag sie miteinander selbst vervielfältigen, so vielmal als man will, doch gar keine Vergleichung. Denn die endlichen Dinge haben zwar einiges Verhältniß gegeneinander; das Unendliche und Endliche aber gar keines. Daher ist auch der längste Ruhm eines Menschen, wenn er mit einer unendlichen Ewigkeit verglichen wird, nicht kurz und gering, sondern er scheinet gar nichts zu seyn. Ihr aber wisset nichts recht zu thun, was euch nicht eiteln Ruhm und Lobserhebungen bey dem gemeinen Manne zuwegebringt, und suchet, mit Hintansetzung des Gewissens und der Vortrefflichkeit der Tugend, in anderer Leute nichtigen Reden eure Belohnungen. Höre nur, wie fein sich einer einsmals über dergleichen nichtswürdigen Hochmuth lustig, und ihn lächerlich gemacht hat. Es griff ein gewisser Mensch einen eingebildeten Philosophen, der nicht aus Liebe zur wahren Tugend, sondern aus stolzer Ruhmsucht, den Namen eines Weltweisen fälschlich angenommen hatte, mit harten Beschimpfungen an, und sagte: er wollte daraus erkennen, ob er ein wahrer Philosoph

wäre, wenn er das ihm angethane Unrecht gelassen und ohne Widerwillen ertragen würde. Der Philosoph stellte sich geduldig an, freuete sich gleichsam über die ihm zugefügte Beschimpfung, und sprach: Glaubest du nun, daß ich ein wahrer Weltweiser bin? Darauf antwortete jener recht höhnisch: Ich hätte dich für einen gehalten, wenn du geschwiegen hättest. Was hilft endlich den berühmtesten Männern, (denn von diesen ist jetzo eigentlich die Rede,) was hilft, sage ich, denselben nach dem Tode die gesuchte Ehre? Denn, wenn die Menschen ganz, das ist, nach Leib und Seele, sterben, welches zu glauben aber die Vernunft verbeut, so bleibt ihnen gar kein Ruhm mehr übrig, weil der, deß die Ehre seyn soll, nicht mehr wirklich ist. Wenn aber der tugendhafte Geist nach aufgelösten Leibesbanden frey gen Himmel fähret, wird er alsdenn nicht alles Irdische verachten, da er sich bey dem Genusse des Himmels freuet, daß er den zeitlichen Dingen entrissen ist?

Wer nur aus Stolz und Uebermuth
Nach hohen Ehrenstellen klettert,
Und dieses für sein höchstes Gut
Aus eitler Ehrsucht hält, wenn man ihn fast vergöttert;
Der richte seine stolzen Blicke,
Die ausser diesen Erdkreis gehen,
Nach jenen weiten Himmelshöhen,
Und wende sie von da auf unsre Erd zurücke.

Er

Er wird, mit eigner Schaam bedeckt,
Von seiner Grösse zugestehen,
Daß sie sich nicht so weit erstreckt,
Als der so kleinen Erd gesetzte Grenzen gehen.
Was sucht der Mensch, die Wurm, die Erde,
In einer unbekannten Sphäre
Den Wiederschall von seiner Ehre?
Er ist umsonst bemüht, daß er unsterblich werde.

Gesetzt, es wär sein Vaterland
Für seinen weiten Ruhm zu enge;
Sein Name würde so bekannt,
Daß er sich in das Ohr entfernter Länder dränge:
Ist doch der Tod des Ruhms Zerstörer;
Nach ihm kann niemand sich vergrössern;
Er herrscht in Hütten und in Schlössern,
Und machet alles gleich; der mächtige Verheerer!

Wer kann uns vom Fabricius,
Vom Cato, und vom Brutus, melden,
Wo ihr Gebeine modern muß?
Wo ist der strenge Ruhm so hochberühmter Helden?
Was sie gethan, was sie gewesen,
Kann man nur noch in Schriften lesen;
In Schriften, denen wohl die Zeiten
Noch einst ihr Alterthum und ihren Werth abstreiten.

Zeigt also eurer Titel Pracht
Nur, daß ihr ehemals gelebet,
Ey, so wird euer nicht gedacht,
Und wenn euch euer Ruhm bis an die Sterne hebet.
Ja, meynt ihr erst nach späten Jahren
Zur finstern Todtengruft zu fahren,
So wird euch doch nach diesen Zeiten
Der Tod den Untergang des Ruhms gewiß bereiten.

Damit du aber nicht meynest, als wenn ich einen unversöhnlichen Krieg mit dem Glücke zu führen gedächte: so gestehe ich zu, daß sich diese betrügerische Göttinn bisweilen um die Menschen wohl verdient machet; alsdann nämlich, wenn sie sich entdecket, die Maske abthut, und ihre Gesinnung deutlich sehen lässet. Du verstehet vielleicht noch nicht, was ich sage. Es ist auch in der That etwas wunderbares, was ich sagen will, und ich kann meine Gedanken hiervon kaum mit Worten ausdrücken. Denn ich glaube, das Unglück sey den Menschen dienlicher, als das Glück. Denn dieses betrüget allezeit unter dem Scheine der Glückseligkeit, indem es uns schmeichelt; jenes aber ist allezeit aufrichtig, und bezeiget durch die Veränderung seine Unbeständigkeit deutlich. Dieses verführet; jenes macht klug. Dieses fesselt die Gemüther durch den Schein flüchtiger Güter; jenes macht sie wieder frey, wenn sie die vergängliche Glückseligkeit

einsehen. Also siehest du, daß das Glück aufgeblasen und verschwenderisch ist, und sich selbst nicht kennet; das Unglück aber mäsig und nüchtern, und durch die Uebung in Widerwärtigkeiten klug und erfahren machet. Endlich führet das Glück durch seine Schmeicheleyen von dem wahren Gute ab; das Unglück aber ziehet gemeiniglich gleichsam mit Gewalt uns zu den wahren Gütern wieder zurück. Hältest du denn das für etwas geringes, daß dir dein hartes und furchtbares Schicksal die Gemüther deiner treuen Freunde entdecket hat? Du lernest dadurch den Unterschied wahrer und falscher Freundschaft erkennen. Das Glück hat, da es von dir gewichen, seine unbeständigen Freunde mit sich hinweggenommen; dir aber deine wahren Freunde gelassen. Wieviel würdest du nicht darum gegeben haben, wenn du dieß damals hättest wissen können, als du noch im guten Wohlstande, und, wie dir deuchte, glücklich warest? Suche daher die verlohrnen Glücksgüter und Reichthümer nicht weiter, weil du den allerkostbarsten und größten Reichthum, nämlich treue Freunde, gefunden hast.

Daß die Welt
Ihren steten Wechsel hält,
Daß, was widerwärtig scheinet,
Sich zu einem Zweck vereinet;
Und der erste Stoff der Dinge
Hierzu seine Kraft empfienge;

Daß

Daß das Licht
Eines neuen Tags anbricht,
Wenn die dicken Finsternissen
Vor der Sonnen fliehen müssen;
Daß der Mond die Nacht regieret,
Die der Abendstern aufführet;

Daß die Wuth
Der erbosten Meeresfluth
In bestimmten Ufern stürmet,
Und sich bis zum Himmel thürmet,
Und, so mächtig sie auch schrecket,
Doch das Erdreich nicht bedecket:

Dieses schafft
Jene ewigweise Kraft,
Die so Erd, als Meer, regieret,
Deren Thron die Liebe zieret,
Und den Dingen Seyn und Leben,
Ordnung und Gesetz, gegeben.

Ihre Macht
Ist auf euer Wohl bedacht.
Liese sie den Zügel fahren,
Würden die, so einig waren,
Und einander zärtlich küßten,
Sich durch Haß und Krieg verwüsten.

Ihr Bemühn
Würde keinen Vortheil ziehn.
Was sie klüglich angefangen
Würde nicht zum Ziel gelangen;
Wenn nicht Gott, dem Quell der Liebe,
Ihre Freundschaft heilig bliebe.

Seine Hand
Knüpft der Ehen keusches Band,
Daß aus zärtlich starken Trieben
Sich zwey edle Herzen lieben.
O Beglückte! wenn die Flammen
Eurer Lieb vom Himmel stammen!

Ende des zweyten Buchs.

Drittes Buch.

Hier werden dem Boethius kräftigere Mittel, zur Stillung der Gemüthsunruhe, gegeben, und ihm, nach der verworfenen falschen Glückseligkeit, die wahre Beschaffenheit derselben gezeiget.

Boeth. Sie hörte schon auf zu singen, als mich die Anmuth ihres Liedes zum Hören erst recht begierig und aufmerksam machte. Kurz darauf sprach ich: O welch ein grosser Trost für niedergeschlagene Gemüther! den du theils durch die Kraft deiner Lehren, theils durch die Lieblichkeit deiner Gesänge, in mir wieder erwecket hast. Nun getraue ich mir stark genug zu seyn, alle harte Schläge des Schicksals zu ertragen. Ich habe dahero vor den Arzeneyen, die du kurz vorher etwas stark nenneteſt, nicht nur keinen Eckel mehr; sondern ich bin viel-

mehr begierig, und bitte dich darum, sie mir zu geben. Ph. Ich habe das schon an dir gemerket, als du mir still und aufmerksam zuhöretest; ja, ich habe diesen deinen Gemüthszustand entweder vermuthet, oder, daß ich recht sage, ihn selbst in dir gewirket. Was ich noch zu sagen habe, das ist zwar bitter und unangenehm, wenn man es anfangs kostet: allein, hat man es einmal zu sich genommen, so wird es süß und angenehm. Und da du jetzo schon so begierig bist, mir zuzuhören: was würdest du nicht für Lust bekommen, wenn du wüßtest, wohin ich dich zu bringen gedenke. B. Wohin denn? Ph. Zur wahren Glückseligkeit, wovon auch deinem Geiste gleichsam schon träumet. Weil aber deine Augen nur auf sinnliche Dinge gerichtet sind: so kannst du sie selber noch nicht erkennen. B. Ey! ich bitte dich, zeige sie mir doch gleich. Ph. Das will ich dir zu Gefallen gerne thun; ich muß dir aber vorher etwas erklären, das bekannter ist, damit, wenn du solches recht eingesehen hast, du hernach auf das Gegentheil deine Augen richten, und die Beschaffenheit der wahren Glückseligkeit erkennen mögest.

Wer in ein gutes Land fruchtbaren Saamen streut,
Wird auch zur Erndtenzeit mit reicher Frucht erfreut,
Wenn seine Hand vorher dahin bedacht gewesen,
Vom Acker Unkraut, Stein, und Disteln, abzulesen.
Des Honigs Süßigkeit hat der nur recht entdeckt,
Der erst das Bittere des Wermuthsafts geschmeckt.

Dann

Dann glänzt das Firmament erst recht in fernen Höhen,
Wenn nasse Winde nicht geschwärzte Wolken wehen.
Der Tag ergiesset sich von Bergen in das Thal,
Wenn vor der Morgenröth, und vor der Sonnen Strahl,
Zerstreute Schatten fliehn. Soll also deine Zeiten
Der wahren Güter Werth und ihr Genuß begleiten:
So unterscheide erst der falschen Güter Schein
Von einem wahren Gut, so wirst du glücklich seyn.

B. Nachdem sie eine kurze Zeit ihr Gesicht ganz niedergeschlagen, und bey sich selbst nachgedacht hatte, fuhr sie also zu reden fort: Ph. Alle Sorgen und Bemühungen der Sterblichen, denen sie sich mit vieler Beschwerde unterziehen, zielen insgesammt auf einen Zweck ab, ob sie gleich unterschiedene Wege darzu erwählen, nämlich, daß sie glücklich seyn wollen. Das ist aber ein solches Gut, nach dessen Erlangung niemand weiter etwas begehren kann. Es ist das höchste Gut unter allen Gütern, und begreift die übrigen alle in sich. Wenn demselben nur etwas fehlete: so könnte es nicht das höchste Gut seyn; weil ausser demselben noch etwas wäre, das man wünschen könnte. Demnach bestehet die wahre Glückseligkeit in dem vollkommenen Besitze und Genusse aller Güter zugleich. Diesen Zustand suchen nun, wie ich bereits gesaget habe, alle sterbliche Menschen auf verschiedene Art und Weise. Denn es

ist den menschlichen Seelen von Natur ein Verlangen nach dem wahren Gute eingepflanzet: aber der verleitende Irrthum führet sie auf falsche Güter. Einige glauben, das sey das höchste Gut, wenn man an gar nichts einigen Mangel habe; daher bemühen sie sich nach dem Ueberflusse des Reichthums. Andere nennen den Besitz hoher Ehrenstellen das höchstzuschätzende Gut, und suchen sich bey ihren Nebenmenschen in Ehrfurcht und Hochachtung zu setzen. Es giebt auch viele, die in hoher Gewalt das höchste Gut suchen; diese wollen entweder selbst herrschen, oder doch denen, die da regieren, zunächst an der Seite stehen. Noch andere, die in dem Ruhme etwas recht grosses suchen, eilen entweder durch Kriegs- oder Friedenskünste nach einem unsterblichen Namen. Die meisten aber beurtheilen das höchste Gut nach dem Maase der Freuden und sinnlichen Vergnügungen; und diese halten das für den glückseligsten Zustand, wenn sie in Wollüsten zerfliessen können. Es fehlet auch nicht an solchen, die die Endzwecke und Mittel miteinander vermengen, so, daß einige den Reichthum nur wegen der Gewalt und des Vergnügens, oder die Gewalt wegen des Reichthums und grossen Namens willen, verlangen. Auf diese und dergleichen Dinge mehr gehen die Absichten der menschlichen Handlungen und Wünsche, als da sind: der adeliche Stand, und die Liebe des gemeinen Volks, die darum gesucht werden, weil sie einigen Ruhm zu bringen scheinen; ferner, Weib und Kinder, die man des Vergnügens

halber wünschet. Freunde aber, welche die alleredelste Art der Güter ausmachen, werden nicht zu den Gütern des Glücks, sondern der Tugend, gezählet. Das übrige verlanget man entweder der Gewalt oder des Vergnügens wegen. Was die Güter des Leibes betrifft, so muß man sie zu den obigen mit rechnen. Denn die Stärke und Grösse des Leibes scheinet einen mächtig, die Schönheit und Hurtigkeit beliebt, die Gesundheit aber frölich und vergnügt, zu machen. Und daß in dem allen die wahre Glückseligkeit allein gesucht werde, ist bekannt. Denn wornach einer vorzüglich trachtet, das hält er für das höchste Gut. Wir setzen aber das höchste Gut, nach obiger Erklärung, in die Glückseligkeit. Dahero hält ein jeder denjenigen Zustand für glückselig, den er vor andern begehret. Also siehest du deutlich, worinnen die Menschen ihre Glückseligkeit suchen, nämlich, in Reichthum, Ehre, Gewalt, Ruhm, und Wollust. Und, wenn ein Epikurus auf diese Dinge alle blos und allein siehet: so macht er sich die Wollust zu seinem höchsten Gute, weil dieselben insgesammt dem Gemüthe Vergnügungen zu bringen scheinen. Aber ich wende mich wieder zu den Bemühungen der Menschen, mit welchen sie aus Unwissenheit das höchste Gut suchen. Allein, sie sind wie Trunkene, die nicht wissen, wie sie sich nach Hause finden sollen. Irren denn nun diejenigen, welche sich dahin bemühen, daß ihnen gar nichts mangeln möge? Es kann nichts die Glückseligkeit so gut verschaffen, als ein solcher Zustand, da man alles

im Ueberflusse hat, da einem nichts fehlet, sondern überall genug ist. Oder irren denn die, welche dafür halten, daß das, was das Beste ist, auch der größten Hochachtung würdig sey? keinesweges. Denn das kann doch gewiß nichts schlechtes oder geringes seyn, worauf die Absichten fast aller Sterblichen gerichtet sind. Soll man denn die Gewalt nicht mit zu den Gütern rechnen? Was denn sonst? Ist denn das für schwach und unvermögend zu halten, das doch bekanntermaasen allen andern Dingen vorzuziehen ist? Ist denn ein grosser Ruhm für nichts zu achten? Man kann es ja nicht in Abrede seyn, daß alles, was sehr vortrefflich ist, auch zugleich Ehre und Ruhm verdiene. Denn, daß sich in der Glückseligkeit nichts ängstliches, trauriges, verdrüßliches und beschwerliches finde, ist wohl nicht nöthig zu sagen, weil man auch in den geringsten Dingen dasjenige suchet, dessen Besitz und Genuß vergnüget. Das sind nun aber die Dinge, nach deren Erlangung die Menschen trachten; und deswegen verlangen sie Reichthum, Würden, Herrschaft, Ehre, und Vergnügungen, weil sie dadurch Genüge, Hochachtung, Gewalt, Ruhm, und Freude, zu überkommen glauben. Demnach ist dasjenige ein Gut, was die Menschen durch so verschiedene Bemühungen suchen: wie kräftig nun die Natur dabey wirke, kann man leicht beweisen, da die Menschen, ob sie gleich verschiedene und mancherley Meynungen davon hegen, doch darinnen miteinander überein-

einstimmen, daß sie ein gewisses Gut zu ihrem Endzwecke wählen.

Wie mächtig die Natur stets ihre Triebe zeige,
Und niemals ohne Noth von ihrer Ordnung weiche,
Wie unverändert sie ihr festgeknüpftes Band
In allen stets erhält, macht dieses Lied bekannt.
Scheint gleich die Grausamkeit des Löwen ganz besieget,
Wenn er nach harter Zucht an schönen Ketten lieget;
Nimmt er gleich Speis und Trank mit Furcht aus dessen Hand,
Der seiner Klauen Macht durch scharfe Schläge band:
So kömmt die alte Wuth doch bald in ihn zurücke,
Sein Rachen öffnet sich, bey mörderischem Blicke,
So bald die wilde Spur die Dunst vom Blute riecht;
Die Ketten fallen hin, die er, wie Flachs, zerbricht;
Und dessen Schläge er vorher gezwungen scheute,
Den macht sein wilder Zahn zu seiner ersten Beute.

Der Vogel, dessen Lied den weiten Wald entzückt,
Wird durch des Voglers List in Netz und Garn verstrickt;
Der sperret ihn mit Lust in ein sehr eng Gehäuse,
Und sorget jeden Tag für angenehme Speise;

Mischt

Mischt Zucker in den Trank, und singet seinem Ohr
Ein ungewohntes Lied mit vieler Mühe vor.
Doch, wenn er durch den Drath des Waldes Schatten siehet,
So ist sein leichter Fuß nur auf die Flucht bemühet;
Kein Futter schmecket ihm; er haßt den Zuckertrank,
Und ist nur für den Wald, und für die Freyheit, krank.

Ein schlanggewachsnes Reis läßt sich mit Mühe beugen,
Sein junger Gipfel wird sich bis zur Wurzel neigen:
Allein, läßt es die Hand, die es gekrümmet, gehn,
So wird es, wie zuvor, gerad gen Himmel sehn.

Der Sonnenwagen senkt im blauen West sich nieder;
Und früh bringt sie den Tag auf güldnen Rossen wieder.
So folgt ein jedes Ding im Reiche der Natur
Dem eingepflanzten Trieb; nach der gewohnten Spur
Eilt jedes da hinaus, wo es erst hergekommen,
Und suchet seinen Weg, den es zuvor genommen.

Auch ihr, ihr sterblichen Menschen, träumet, obgleich in unvollkommenen Bildern, von euerm Ursprunge und Bestimmung, und erblicket, wiewohl nicht deutlich, doch aber durch einige

ge Vorstellung, das wahre Ziel eurer Glückseligkeit; und ein natürlicher Trieb führet euch zum wahren Gute, ein vielfacher Irrthum aber ziehet euch davon ab. Denn erwäge nur, ob die Menschen durch diejenigen Dinge zu ihrem Zwecke der Glückseligkeit gelangen können, dadurch sie ihn zu erreichen gedenken? Wenn Geld, Ehre, und dergleichen, so etwas verschaffen könnten, dem nichts von allen Gütern fehlete: so wollte ich auch zugeben, daß einige dadurch glücklich werden könnten. Da sie aber dasjenige zu leisten nicht im Stande sind, was sie versprechen, und ihnen die meisten Güter noch fehlen: sieht man daraus nicht offenbar, daß nur eine falsche Glückseligkeit darinnen anzutreffen ist? Ich frage dich daher selber, der du vor kurzem Reichthum genug besasest, hat denn dein Gemüth bey deinem Reichthume und Ueberflusse niemals einigen Verdruß empfunden, der etwan aus einem erlittenen Unrechte entstanden ist? B. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals so heiter und munter in meinem Gemüthe gewesen wäre, daß mich nicht allezeit etwas beunruhiget haben sollte. Ph. Geschahe es nicht deswegen, weil dir entweder etwas mangelte, das du gerne haben wolltest; oder, weil etwas da war, das du lieber hättest entbehren wollen? B. Ja, es ist andem. Ph. Also wünschest du das Daseyn des erstern, und die Abwesenheit des letztern? B. Ja. Ph. Aber ists nicht wahr, was einer verlanget, das fehlet ihm noch? B. Freylich hat einer das noch nicht, was er haben will. Ph. Hat denn aber derjenige

überall

überall genug, dem etwas mangelt? B. Nein. Ph. Du hattest also noch Mangel an einem und dem andern, da du auch reich genug warest? B. Ach ja! den hatte ich. Ph. Also kann der Reichthum nicht machen, daß einem gar nichts mehr fehlete, und man vollkommen zufrieden wäre; dieses war es eben, was er zu versprechen schiene. Hierbey ist auch vornehmlich zu beobachten, daß das Geld an und für sich selbst nicht hindern kann, daß es dem, der es besitzet, nicht wider seinen Willen sollte können genommen werden. B. Ich muß es bekennen, das ist wahr. Ph. Warum solltest du das auch nicht bekennen, da es sich täglich zuträgt, daß ein Mächtigerer dem andern dasselbe wider seinen Willen nimmt? denn woher kämen sonst die Klagen vor Gerichte, als daher, weil der immer sein Geld wieder haben will, das ihm, entweder mit Gewalt, oder durch List, wider seinen Willen, von einem andern entwendet worden ist? B. Es ist die Wahrheit. Ph. Dannenhero brauchet er Schutz, daß er sein Geld erhalten kann? B. Wer wird das leugnen können? Ph. Er hätte aber dieses Schutzes nicht nöthig, wenn er das Geld, das er besitzet, nicht verliehren könnte? B. Das ist ausser allen Zweifel. Ph. Also zeigt sich nun gerade das Gegentheil. Denn der Reichthum, der einem alles genug geben sollte, der macht vielmehr, daß man sich nach fremden Schutz umsehen muß. Wie kann man aber den Mangel durch Reichthum vertreiben? Hungert etwan einen Reichen gar nicht? Dürstet ihn nicht? Fühlen seine Glieder keine Kälte

und Frost? Aber du wirst sagen: Die Reichen haben doch Mittel wider den Hunger, Durst, und Kälte. Ich antworte: Auf solche Weise kann der Mangel nur gelindert, aber nicht ganz vertrieben werden. Denn, wenn derselbe immer gleichsam das Maul aufsperret, und etwas haben will, womit er gestillet werde: so bleibet ja noch stets etwas, das da befriediget werden kann. Ich will davon nichts sagen, daß die Natur durch sehr weniges, der Geiz aber durch nichts, befriediget wird. Wenn dahero der Reichthum den Mangel nicht vertreiben kann, sondern macht, daß man selbst seinetwegen etwas bedarf: warum bildet ihr euch denn ein, daß ihr dadurch zu einer völligen Genüge gelangen, oder alles genug haben könntet?

Schöpft gleich aus vollen Ströhmen des Geizes karge Hand
Bewährte Goldtinkturen und lauter güldnen Sand;
Behängt er Hals und Ohr mit blitzenden Rubinen,
Und muß des Meeres Grund mit Perlen ihn bedienen;
Bringt gleich der Rinder Pflügen den Segen hundertfach:
So folgt ihm von dem allen doch nichts im Tode nach.

Allein, grosse Ehrenstellen setzen doch den, der sie erlanget, bey andern in Ansehen und Hochachtung. Sind sie denn nicht auch im Stande, den Gemüthern derer, so sie besitzen, Tugenden

genden einzupflanzen, und Laster daraus zu vertreiben? Nein, sie pflegen die Bosheiten des Gemüths nicht auszurotten, sondern diese fallen nur dabey destostärker in die Augen. Daher verdrüsset es uns, daß oft die Allerschlimmsten solche erlangen, und Catullus nennet den Nonius, ob er gleich im Rathe sas, deswegen eine Drüse. (Struma). (*) Also siehest du, was grosse Würden den Boshaften für Schande und Unehre bringen. Ihre Unwürdigkeit käme nicht so an den Tag, wenn sie durch keine Ehrenämter bekannt würden. Hast du wohl selber nach so vielen Verfolgungen endlich können dahin gebracht werden, daß du, nebst dem Decoratus, eine obrigkeitliche Bedienung begleitet hättest, da du das ärgste Gemüth eines schändlichen Lotterbubens und Verleumders an ihm wahrnähmest? Denn man kann ja diejenigen nicht wegen ihrer Ehrenämter für verehrungswürdig halten, die man solcher Ehrenstellen selbst unwerth achtet. Wenn du aber einen sähest, der ein weiser und kluger Mann wäre, würdest du wohl von ihm denken, er sey weder einiger Hochachtung, noch Weisheit, die er besitzt, fähig und würdig? Ich glaube nicht. Denn die Tugend hat ihre eigene Würde, die sie denen, bey welchen sie sich befindet, alsofort mittheilet. Da aber dieses die gemeinen

---

(*) Struma est congeries ulcerosorum humorum in collo, uel alia parte corporis: Sic *Nonius* habebat congeriem uitiorum in animo.

nen und vom Volke ertheilten Ehrenstellen nicht thun können: so erhellet, daß sie keine eigene Schönheit der wahren Würde haben. Hierzu kömmt vornehmlich noch dieses: Wenn einer destounangesehener ist, je mehr er von andern verachtet wird; die hohen Würden aber diejenigen nicht ehrwürdiger machen können, welche sie vor vielen verächtlicher darstellen: so müssen sie, wegen des Ansehens, vielmehr für gottloser und untugendhafter gehalten werden; und dieß nicht unbillig, weil die Lasterhaften den hohen Würden selbst Gewalt anthun, und sie mit ihrer ansteckenden Bosheit beflecken. Und damit du noch deutlicher erkennest, daß durch diese schattengleiche Würden die wahre Hochachtung nicht erlanget werde, so erwäge folgendes: Wenn einer, der schon oft Burgermeister gewesen, ohngefehr unter ausländische und wilde Völker käme, würde er wohl deswegen bey den Barbaren hochgeachtet werden? Wäre aber dieses eine mit hohen Würden natürlich verbundene Eigenschaft: so würde sie nicht von denselben getrennet werden können, unter was für Völkern man sich auch befände; so, wie das Feuer seine erwärmende Kraft an keinem Orte verliehret. Weil aber dieses sich bey jenen nicht findet, daß sie an und für sich einiges Ansehen geben könnten, sondern alles von der thörichten Einbildung der Menschen herrühret: so verschwindet ihr Werth auch alsobald in den Augen derer, die dergleichen Würden in ihren Gedanken für keine wahren Würden halten. Dieses geschiehet nun bey auswärti-

gen Nationen. Bleiben sie denn aber vielleicht da in steter Hochachtung, wo sie ihren Ursprung haben? Auch nicht. Das Amt eines Statthalters war vorzeiten eine ansehnliche Bedienung; jetzt ist es ein bloser Name, und der Rathskämmerey eine beschwerliche Bürde. Wer vormals die Korn- und Vorrathskammern des Volks besorgte, der wurde für etwas grosses gehalten; was ist aber jetzo verächtlicher, als dieses Amt? Denn, wie wir kurz vorher gesagt haben, was keine eigene Würde hat, das pflegt sein Ansehen nach der Achtung derer, so damit umgehen, bald zu erhalten, bald zu verliehren. Wenn also Ehrenämter niemanden verehrungswürdiger machen können; wenn sie durch boshafte Besitzer selber verächtlich werden; wenn sie durch die Veränderung der Zeiten ihren Glanz verliehren; wenn sie bey andern Völkern auch nicht geachtet werden: was haben sie denn herrliches und schönes an sich, um dessentwillen man sie begehren sollte, oder das sie andern mittheilen könnten?

Suchte Nero seinen Thron
Gleich mit Purpur auszuschmücken;
Lies er gleich in Kleid und Kron
Gold und Edelsteine sticken:
So gebahr die Grausamkeit,
Die mit Schwelgen sich vereinte,
Ihm doch nichts, als Haß und Neid;
Alle wurden seine Feinde.

Bos-

Bosheitsvoll gab seine Hand
Durch ihn selbst beschimpfte Würden
Männern, die er würdig fand
Und geschickt zu schweren Bürden.
Aber, wer verehrt ein Amt,
Wer kann das für Ehre preisen,
Was von bösen Gebern stammt,
Und was Menschen sich erweisen?

Können denn grosse Herrschaften, und die Freundschaft mit Königen, einen nicht mächtig machen? Warum das nicht, wenn nur ihre Glückseligkeit beständig dauerte. Aber die vergangenen sowohl als gegenwärtigen Zeiten sind voll solcher Beyspiele, die uns lehren, daß Könige ihre Glückseligkeit mit dem Elende haben vertauschen müssen. O! der vortrefflichen Macht, die zu ihrer eigenen Erhaltung nicht einmal mächtig genung ist! Soll mit der Herrschaft über Länder und Königreiche die wahre Glückseligkeit verbunden seyn, muß alsdann diese nicht vermindert werden, und ein elender Zustand erfolgen, wenn sich die Herrschaft nicht über alles erstrecket? Ob aber gleich die menschlichen Herrschaften weit und breit gehen: so müssen doch noch viele Völker übrig bleiben, über die nicht ein jeder König herrschen kann. Wo also die glücklichmachende Gewalt aufhöret, da gehet die Ohnmacht an, welche elend und unglücklich machet. Solchergestalt müssen die Könige sehr unglücklich seyn.

Diese Gefahr zu regieren hat der Tyranne Dionysius erkannt, der die furchtvolle Beherrschung der Länder mit dem Schrecken verglichen, welches man wegen eines über dem Haupte an einem dünnen Faden hängenden Schwerdtes haben würde. Was ist das also für eine Gewalt, die die nagenden Sorgen nicht verbannen, und die ängstliche Furcht nicht vermeiden kann? Sie möchten gerne sicher leben, aber sie können nicht; deswegen rühmen sie sich nur der Gewalt. Hältest du denn aber den für mächtig, der zwar gerne etwas thun möchte, aber nicht kann? Ist derjenige gewaltig, dem Trabanten zum Schutze an der Seite gehen müssen; der sich vor denen, die ihn fürchten sollen, selber fürchtet; der, daß er gewaltig scheine, sich der Bedienten Hülfe bedienen muß? Was soll ich hiernächst von den Lieblingen der Könige sagen, da ich die grosse Ohnmacht der Reiche selbst bewiesen habe? welche oft noch bey ihrer Herren königlichem Glücke, oft aber auch durch ihren Untergang zugleich mit zum Falle gebracht werden? Nero zwang seinen vertrautesten Freund, den Seneka, daß er sich eine Art des Todes erwählen mußte. Antonius ließ den Papianne, der lange Zeit ein mächtiger Hofmann gewesen war, endlich durch die Soldaten ermorden. Beyde wollten zwar gerne ihre Bedienungen niederlegen; ja, Seneka bot dem Nero seine Güter und Vermögen an, und wollte sich zur Ruhe begeben: Aber die schwere Last ihrer Würde zog sie gleichsam mit Gewalt zu ihrem Untergange, und keiner erhielte,

te, was er verlangte. Was ist das nun für eine Macht, vor der sich die, welche sie haben, selbst fürchten müssen; die einen nicht in Sicherheit setzet, wenn man sie haben will; die man auch nicht los werden kann, ob man gleich gerne wollte? Oder, können Freunde einen schützen, die man nicht durch Tugend, sondern durch das Glück, erlanget hat? Aber, den uns das Glück zum Freunde gemacht hat, den wird das Unglück zu unserm Feinde machen. Welche Pest aber kann wohl schädlicher seyn, als ein Feind, der vorher unser Freund gewesen ist?

Willst du hier auf Erden
Groß und mächtig werden:
Lern vor allen Dingen
Wilde Leidenschaften zwingen;
Und den schnöden Ketten
Weicher Wollustbetten
Mit Gewalt entfliehen,
Die dich zum Verderben ziehen.

Könntest du mit Schrecken
Alle Welt bedecken,
Und in fernen Reichen
Deine strengen Rechte zeigen;
Aber doch die Klagen
Nicht von dir verjagen,
Noch vor Furcht dich schützen,
Was wird deine Macht dir nützen?

Wie betrüglich, wie schändlich ist aber nicht auch oft der Ruhm! Daher hat der Tragödienschreiber, Euripides, nicht Unrecht, wenn er ausruffet: O Ruhm! o Ruhm! wieviel tausend nichtswürdige Menschen hast du nicht aufgeblasen und groß gemacht! Denn viele haben oft durch die falsche Meynung des Pöbels einen grossen Namen davon getragen. Was kann aber schändlicher gedacht werden? Denn wer fälschlich hoch gepriesen wird, der muß nothwendig über seinem Lobe erröthen. Gesetzt auch, daß einer sich durch Verdienste Lob erworben hätte: was kann das dem Gemüthe eines weisen Mannes für Trost geben, der seine Glückseligkeit ja nicht nach den Lobeserhebungen des gemeinen Volkes, sondern nach der Rechtschaffenheit seines Gewissens, abmisset? Wenn nun das etwas schönes ist, seinen Namen ausgebreitet zu haben: so muß folgen, daß es schändlich sey, wenn man solches nicht gethan hat. Da aber, wie kurz vorher gesagt worden ist, nothwendig viele Völker seyn müssen, zu denen der Ruhm eines einigen Menschen nicht kommen kann: so kann der, den du für sehr berühmt hältest, an dem nähesten Orte ganz unbekannt seyn. Ich halte den Ruhm, den das gemeine Volk ertheilet, nicht einmal für würdig, daß man desselben gedenket; weil er weder aus richtigem Urtheile herstammet, noch jemahls lange dauert. Wer siehet nun nicht, wie schlecht und geringe der Name des Adels sey? Betrachtet man ihn in Ansehung des Ruhms, so ists ein fremder Ruhm. Denn der Adel scheinet nichts anders

zu seyn, als ein Lob, das von den Verdiensten der Vorfahren herrühret. Wenn aber das Lob berühmt machet: so müssen diejenigen eigentlich berühmt seyn, von denen man mit vielem Lobe spricht, und die solches verdienet haben. Folglich macht eines andern Lob dich nicht berühmt, wenn du kein eigenes Lob verdienest. Ist ja an dem Adel etwas Gutes, so halte ich dafür, es sey dieses einzige, daß den Adlichen eine Nothwendigkeit aufgelegt zu seyn scheinet, nicht von der Tugend ihrer Ahnen abzuweichen.

Aller Menschen Seyn und Leben
Fließt aus einer Quelle her.
Einer ist es, ders gegeben,
Ders erhält, ist eben der.
Er gab in bestimmter Ferne
Sonn und Monden Licht und Schein;
An dem Himmel sollten Sterne,
Und auf Erden Menschen, seyn.
Seelen, die vom Himmel kamen,
Regen sich in aller Blut.
Also ist aus einem Saamen
Aller Ursprung rein und gut.
Gott erschafft sie ohne Tadel,
Und ihr anerschaffner Ruhm
Uebertrifft den besten Adel,
Und der Ahnen Alterthum.

Drum, was wollt ihr euch erheben?
Ihr habt gleiche Herrlichkeit,
Wenn ihr nicht durch Lasterleben
Eures Adels Schänder seyd.

Was soll ich aber von den Wollüsten des Leibes sagen, die, wenn man sie suchet, lauter ängstliche Mühe, wenn man ihrer aber satt ist, nichts als Reue, verursachen? Was pflegen dieselben nicht für Krankheiten, was für unerträgliche Schmerzen, als eine Frucht und Belohnung der Bosheit, den Leibern derer zuzuziehen, die sie geniessen! und ich weis nicht, was ihre Regungen für Anmuth und Vergnügen bey sich haben. Daß es aber mit den Wollüsten einen betrübten Ausgang gewinnet, wird ein jeder leicht begreifen, der sich nur seiner ausgeübten Lüste erinnern will. Sind sie im Stande, einen glücklich zu machen: so kann man ohne Bedenken auch die unvernünftigen Thiere glücklich nennen, deren Triebe gänzlich dahin gehen, wie sie der schändlichen Geilheit des Leibes Genüge thun mögen. Die Lust an Weib und Kindern könnte noch das erbarste Vergnügen seyn; aber ich weis nicht, wer zwar sehr seltsam und hart, doch aber wahr gesprochen, daß er an seinen eigenen Kindern die ärgsten Henker gehabt habe. Ich billige hierinnen die Meynung des **Euripides**, welcher gesagt hat, daß derjenige im Unglücke glücklich sey, so keine Kinder habe.

Dieß

Dieß ist der Wollust Eigenschaft,
Sie suchet stets ein neu Vergnügen,
Wie Bienen, die nach süssem Saft
Auf alle Bäum und Blumen fliegen.
Doch endlich flieht sie, und dem Herzen
Verläßt sie tausendfache Schmerzen.

Es ist demnach ausser allen Zweifel, daß die angeführten Wege, zur Glückseligkeit zu gelangen, lauter Abwege sind, und keinen Menschen dahin führen können, wohin sie ihn zu führen versprechen. Ich will nur noch kürzlich zeigen, was sich für Beschwerlichkeiten dabey finden. Wie wirst du es also anfangen müssen, wenn du vieles Geld sammlen willst? Du wirst es dem, der es hat, nehmen müssen. Wie gedenkest du zu grossen Ehrenstellen zu gelangen? Du mußt den, der sie vergeben kann, fußfällig darum bitten; und, wenn du andern vorgezogen werden willst, dich erst durch niederträchtiges Anhalten und Bitten verächtlich machen. Trachtest du nach Gewalt? So mußt du dich den Nachstellungen der Unterthanen aussetzen, und vielen Gefahren unterwerfen. Verlangest du Ehre und Ruhm? So wirst du nach vielen Hindernissen und rauhen Wegen aufhören, sicher zu seyn. Wünschest du dir ein wollüstiges Leben? So bedenke, wer wollte nicht den schändlichen Dienst der schnöden Lust des Fleisches verabscheuen und verdammen? Auf was für ein nichtiges und vergängliches Gut verlas-

sen sich endlich diejenigen nicht, die sich der Gaben des Leibes rühmen! Denn könnet ihr Menschen wohl die Elephanten an Grösse, die Stiere an Stärke, und die Tyger an Geschwindigkeit, übertreffen? Betrachtet doch den weiten Raum, die Festigkeit und geschwinde Bewegung der Himmelskörper, und höret einmal auf, euch über so geringe Dinge zu verwundern. Der Himmel verdienet nicht sowohl wegen gedachter Stücke, als vornehmlich wegen der Ordnung, nach welcher er regieret wird, eure Bewunderung. Wie unbeständig, wie flüchtig ist nicht auch die Schönhet des Leibes! Sie ist hinfälliger, als die Frühlingsblumen. Wenn die Menschen, wie Aristoteles spricht, Luchsaugen hätten, und mit der Schärfe des Gesichts alle Gegenstände durchdringen könnten: würden sie nicht, wenn sie die innersten Theile des Leibes genau betrachteten, selbst an dem äusserlich so schönen Leibe des Alcibiades die größten Häßlichkeiten bemerket haben? Dannenhero bist du nicht von Natur schön, sondern die Schwäche der Augen, die dich sehen, machet dich schön. Jedoch, rühmet die Gaben des Leibes so sehr ihr wollet; wisset aber nur dieses, daß, was ihr daran bewundert, durch die Hitze eines dreytägigen Fiebers auf einmal verderbet werden kann. Aus dem allen kann man nun überhaupt den Schluß machen, daß diejenigen Dinge, die weder das Gute, so sie versprechen, verschaffen, noch, wenn man sie alle beysammen hat, vollkommen sind, auch nicht zur wahren Glückseligkeit

ligkeit führen, noch selbst jemanden höchstglückselig machen können.

Elende Menschen, ach! wie habt ihr euch verirret!
Wo führt der Unverstand euch hin!
Was für ein Selbstbetrug hat euern Geist verwirret!
Wer heget so verkehrten Sinn,
Daß er bewährtes Gold bey grüner Bäume Frucht,
Und reichen Perlensand an blauen Reben, sucht?
Wer wird den Fischen Garn und Netz auf Bergen stellen,
Daß seine Mahlzeit kostbar sey?
Und wer verfolgt ein Wild auf bodenlosen Wellen,
Und fällt es durch erhitztes Bley?
Ihr trutzet ja beherzt der wilden Fluthen Lauf,
Und deckt mit viel Gefahr der Länder Schätze auf.
Die Lust zu dem Gewinn treibt euch in tiefe Gründe,
Von Perln und güldnem Sand besät;
Ihr wißt, wo man das Blut der Purpurschnecken finde,
Das über alle Röthe geht;
In welchem stillen Fluß, an welchem süssen Strand
Der Fische Heere stehn, ist euch nicht unbekannt.
Allein, das höchste Gut, des Himmels reiche Gaben,
Dahin doch eure Wünsche gehn,
Sind über Erd und Meer und Himmel hoch erhaben,
Und ihr bleibt bey der Erde stehn.

Doch

Doch sucht nach euerm Wahn, ihr thörichten Gemüther,
Das, was ihr Ehr und Reichthum nennt;
Nur seht nach dem Betrug mit Müh erworbner Güter,
Daß ihr die wahren Güter kennt!

Dieses mag von der falschen Glückseligkeit genung gesagt seyn; und da du die Beschaffenheit derselben deutlich kennen gelernet: so erfordert die Ordnung zu zeigen, worinnen die wahre Glückseligkeit bestehe. B. Ich sehe wohl, daß im Reichthume keine Genüge und Zufriedenheit, in grossen Herrschaften keine Gewalt, in hohen Würden keine Verdienste, im Ruhme keine Ehre, und in den Wollüsten keine wahre Freude, seyn kann. Ph. Hast du aber auch die Ursachen davon eingesehen? B. Mich dünket zwar, daß ich dieselben in etwas erkannt habe: ich möchte sie aber doch gerne deutlicher von dir vernehmen. Ph. Das soll gleich auf folgende Weise geschehen: Der menschliche Irrthum trennet das voneinander, was doch von Natur einfach und untrennbar ist, und verleitet von dem Wahren und Vollkommenen zu dem Falschen und Unvollkommenen. Meynest du denn, daß das, was gar nichts bedarf, fremde Gewalt nöthig habe? B. Nein. Ph. Du hast Recht; denn, was zu irgend einer Sache nur wenige Kraft hat, das bedarf fremder Hülfe. B. Allerdings. Ph. Also ist nichts bedürfen, und gewaltig seyn, einerley. B. Es scheinet so. Ph. Was nun also beschaffen ist, meynest du denn,

denn, daß dasselbe zu verachten sey, oder vielmehr vor allen Dingen Hochachtung verdiene? B. An dem letztern kann wohl niemand zweifeln. Ph. So wollen wir also zur Genüge und Gewalt die Hochachtung setzen, daß wir alles dreyes für eins ansehen können. B. Man muß das freylich thun, wenn ich die Wahrheit sagen soll. Ph. Hältest du denn aber dieses dreyes für etwas unedles und geringes, oder für etwas rühmenswürdiges? Doch bedenke wohl, daß du nicht meynest, dasjenige, was du, als genugsam, mächtig und verehrungswürdig, schon zugestanden hast, habe keinen Ruhm, den es sich auch nicht verschaffen könne, und scheine deswegen in etwas verächtlicher. B. Ich muß freylich zugeben, daß demselben auch der Ruhm nicht fehlen könne. Ph. Daraus folget, daß der Ruhm von den vorigen dreyen nicht unterschieden ist. B. Die Folge ist richtig. Ph. Was nun keines andern Dinges bedarf, was alles durch seine Kräfte thun kann, was Hochachtung und Ruhm verdienet, muß das nicht auch die größte Freude bringen können? B. Allerdings; denn, woher sollte einen solchen Menschen einige Traurigkeit überschleichen? Ich kann mir das gar nicht einbilden; sondern er muß stets voller Freude seyn, so lange er nämlich die obigen Stücke behält. Ph. Also sind Genüge, Macht, Hochachtung, Ruhm, und Lust, ganz gewiß solche Dinge, die dem Namen nach zwar unterschieden, in der That aber einerley sind? B. Nothwendig. Ph. Also trennen die Verkehrten Menschen das, was der Natur nach doch

einfach und eins ist; und, indem sie eine Sache, die keine Theile hat, zu theilen sich unterstehen: so können sie weder einen Theil, der ja nicht wirklich ist, noch die ganze Sache, die sie gar nicht verlangen, überkommen. B. Wie geht das zu? Ph. Wer Reichthum verlanget, der fürchtet den Mangel, und bekümmert sich nicht um Macht und Gewalt; er will lieber ungeehrt und ohne Ruhm leben; er beraubet sich auch vieler natürlichen Vergnügungen, daß er nicht um das Geld kommen möge, das er zusammengebracht hat. Aber auf solche Art kann derjenige nicht sagen, daß er alles genung habe, dem es an Macht fehlet, den der Verdruß quälet, der nichts geachtet wird, der in einem verborgenen Winkel stecket, und unbekannt bleibet. Wer blos mächtig zu seyn begehret, der verschwendet sein Vermögen, verachtet die Vergnügungen und alle Ehre, die keine Gewalt hat, fragt auch nichts nach dem Ruhme. Wieviel aber auch einem solchen noch mangelt, kannst du leicht sehen. Denn trägt es sich zu, daß ihm einmal etwas nothwendiges fehlet, daß ihn Unruhe und Sorge naget: so höret auch das auf, mächtig zu seyn, wornach er doch das größte Verlangen trug; weil er diesen Mangel und Unlust nicht vertreiben kann. Eben so kann man auch von der Ehre, dem Ruhme, und den Vergnügungen, oder Wollüsten, den Beweis führen. Denn, da ein jedes von denselben eben das ist, was die übrigen sind: so bekömmt einer, der eins ohne die andern haben will, nicht einmal das, was er suchet. B. Was

soll er denn thun? Ph. Wenn jemand alles zugleich zu erlangen begehret, der will zwar die allerhöchste Glückseligkeit haben: allein, wird er sie wohl in solchen Dingen finden, von denen wir bewiesen haben, daß sie das, was sie versprechen, nicht leisten können? B. Keinesweges. Ph. Also darf man die Glückseligkeit in denjenigen Dingen gar nicht suchen, welche nur einzeln dieses oder jenes Gut bringen sollen. B. Ich bekenne, daß nichts gewisser, als dieß, gesagt werden kann. Ph. Demnach weist du, worinnen die falsche Glückseligkeit bestehet, du weist auch die Ursachen. Richte nun dein Gemüth auf das Gegentheil: so wirst du, nach meinem Versprechen, auch die wahre Glückseligkeit bald kennen lernen. .B Die kann ja wohl ein Blinder sehen, und du hast sie mir vorher gezeigt, da du die Ursachen der falschen Glückseligkeit zu entdecken suchtest. Denn, wo ich nicht irre, so ist das die wahre und vollkommene Glückseligkeit, die einem Menschen alle Genüge, Macht, Ehre, Ruhm, und Freude, schenket. Und damit du siehest, daß ich alles sehr wohl verstanden habe: so weis ich nun ganz gewiß, daß das die völlige Glückseligkeit sey, welche auch nur eines von den erzählten Stücken in der That zu leisten vermögend ist, weil alle eines und ebendasselbe sind. Ph. O! wie glücklich wirst du nicht, mein Sohn, bey dieser Meynung seyn, wenn du nur noch dieß einzige hinzusetzen wirst! B. Was denn? Ph. Glaubest du wohl, daß etwas unter allen diesen nichtigen und vergänglichen Dingen sey, das dergleichen Zustand

ver-

verschaffen könne? B. Nein, ich glaube nicht; und du hast es schon deutlich genung bewiesen. Ph. Also geben die zeitlichen Dinge den Sterblichen nur ein unvollkommenes Bild von dem wahren Gute; das höchste und vollkommene Gut selbst aber können sie nicht geben? B. Ich gebe dir meinen Beyfall. Ph. Da du nun weist, welches die wahre und falsche Glückseligkeit sey: so ist noch übrig, daß du auch lernest, worinnen man die wahre Glückseligkeit zu suchen hat. B. Das ist es eben, worauf ich schon lange gewartet habe. Ph. Weil man aber, wie unser Plato in seinem Timäus haben will, auch in den geringsten Dingen den göttlichen Beystand erbitten soll: was meynest du wohl, daß man thun müsse, wenn man den Sitz des höchsten Guts zu finden gewürdiget werden will? B. Man muß den Vater aller Dinge vornehmlich anruffen; denn unterlässet man dieses, so kann man in keiner Sache einen glücklichen Anfang machen. Ph. Du hast recht.

Gott, dessen Allmachtshand den ganzen Kreis der Welt
Durch ewigweise Kraft erschaffen und erhält;
Du bist der Wesen Grund im Himmel und auf Erden;
Du machst, daß Zeiten sind, vergehen, und auch werden;
Bleibst aber, wie du bist, wenn alles sich bewegt.
Du hast aus freyer Macht den Grund der Welt gelegt,

Und

Und aus dem leichten Stoff ein solches Werk erbauet,
An dem man selbst dein Bild des höchsten Gutes schauet.
Von deiner Schönheit zeugt der Schöpfung Glanz und Pracht,
Denn auf dein hohes Wort ist alles schön gemacht.
Ein jeder Theil bezeugt das Wirken deiner Hände.
Wie weislich hast du nicht der Dinge Elemente
Vereint, daß sich das Feur oft mit der Kälte mischt,
Und das verdorrte Land ein Regenguß erfrischt,
Damit die leichte Glut nicht allzuhoch aufsteige,
Und auch der Erden Last nicht in den Abgrund weiche.
Den dreyfachregen Geist, der alles hier beseelet,
Hast du nach jeder Art mit einem Leib vermählet.
Du machst ihn wieder frey, und nach vollbrachtem Lauf
Nimmst du ihn, in sich selbst gekehrt, einst wieder auf.
Denn jede Seele muß, die grossen, wie die kleinen,
Erst in sich selbst zurück, und dann vor dir erscheinen.
Die hohen stellest du an den gestirnten Plan,
Die niedern, die noch nicht nach ihrer Pflicht gethan,
Verweilen sich, gestraft, so lange noch auf Erden,
Bis alle durch das Feur mit dir vereinigt werden.
Verleih, o Vater, mir die Kraft, damit mein Geist,
Eh noch des Todes Macht das Lebensband zerreißt,

Durch dich schon hier beglückt in deiner Liebe lebe,
Und seinen Blick allein zu deinem Thron erhebe!
Vertreibe selbst aus mir die Macht der Finsterniß,
Und mach durch deinen Glanz im Guten mich gewiß!
Denn nur durch dich kann man zum wahren Gute kommen,
Du bist das letzte Ziel, Licht, Heil und Weg der Frommen.

Da du nun gesehen hast, worinnen sowohl das unvollkommene als vollkommene Gut bestehet: so muß ich auch zeigen, worauf sich die vollkommene Glückseligkeit gründet. Man muß hier zuerst untersuchen, ob ein dergleichen Gut, wie du kurz vorher beschrieben hast, in der Natur der Dinge seyn könne, damit wir nicht durch ein falsches Bild, das der vorhabenden Sache entgegen ist, betrogen werden. Daß aber ein solches Gut wirklich sey, woher alle andere Güter ihren Ursprung haben, kann nicht geleugnet werden. Denn alles, was unvollkommen genennet wird, das wird wegen der geringern und nöthigern Vollkommenheit also genennet. Wenn sich dahero in allen Arten der Dinge etwas unvollkommenes findet: so muß auch nothwendig etwas vollkommenes darinnen zu finden seyn. Denn ist nichts vollkommenes da, woher sollte denn das unvollkommene entstehen; es läßt sich nicht denken. Die Natur hat ja nicht von unvollkommenen und unvollbrachten, sondern von ganzvollbrach-

brachten und vollkommenen Dingen ihren Anfang genommen; sie zertheilet sich hernach nur in diese letzten und unvollkommenen Stücke. Giebt es nun, nach vorhergehendem Beweise, eine unvollkommene Glückseligkeit der vergänglichen Güter: so muß es auch eine dauerhafte und vollkommene Glückseligkeit geben. B. Der Schluß ist untrüglich und gewiß. Ph. Wo sie sich aber befinde, davon bemerke folgendes: Der natürliche Verstand der Menschen begreifet und beweiset es, daß Gott, der Urheber aller Dinge, gut ist. Denn da nichts gedacht werden kann, das besser wäre, als Gott: so ist dasjenige ausser allen Zweifel gut, über welches nichts bessers gefunden wird. Die Vernunft aber beweiset, daß Gott so gut sey, daß sie auch zugleich darthut, daß das in ihm sich befindende Gute ganz vollkommen sey. Denn wäre dieses nicht: so könnte er nicht der Urheber aller Dinge seyn; Es würde ausser ihm etwas seyn, das besser, als er, wäre, darinnen sich das vollkommene Gute befände; weil dieses eher und älter, als jenes, wäre. Denn wir haben schon gesehen, daß das Vollkommene eher gewesen, als das Unvollkommene. Damit aber die Vernunft nicht in das Unendliche so fortgehe: so muß man bekennen und fest setzen, daß sich in dem allerhöchsten Gott der Inbegriff des höchsten und vollkommenen Gutes finde, oder, daß er ganz davon voll sey. Nun haben wir schon ausgemacht, daß das höchste Gut die wahre Glückseligkeit sey: daher muß die wahre Glückseligkeit in dem höchsten Gott zu finden seyn. B. Ich räume alles willig

ein, und es kann nichts dargegen gesagt werden. Ph. Allein, sey darauf bedacht, daß du es recht fest und unumstößlich beweisest, daß, wie wir gesagt, der höchste Gott auch der ganze Inbegriff des höchsten Guts sey. B. Wie kann ich solches beweisen? Ph. Du darfst nicht meynen, als hätte dieser Schöpfer aller Dinge dieses höchste Gut, dessen Fülle bey ihm ist, entweder anderswoher empfangen, oder er besitze es natürlicherweise also, daß du den Gott, der es hat, und die Glückseligkeit, die er hat, als unterschiedene Wesen anzusehen hättest. Denn glaubest du, er habe dieses höchste Gut anderswoher bekommen: so wirst du dasjenige, was etwas gegeben hat, für vortrefflicher halten müssen, als das, was etwas empfangen hat. Wir bekennen aber mit Recht, daß Gott das allervortrefflichste Wesen sey. Darnach, wenn zwar dieses Gut von Natur bey ihm zu finden wäre, auf einige Weise aber von ihm unterschieden seyn sollte: so mag einer sagen, wenn er kann, wer denn diese voneinander unterschiedene Wesen miteinander vereiniget habe, da wir von Gott, dem Urheber aller Dinge, reden? Endlich, was von einer Sache unterschieden ist, das ist ja eben diejenige, von der es als unterschieden erkannt wird. Was dahero von dem höchsten Gute, seiner Natur nach, unterschieden, und etwas anders ist, dasselbe ist nicht das höchste Gut. Dieses aber von Gott zu denken, wäre höchstungerecht; weil nichts vortrefflicher und besser ist, als er. Denn es kann schlechterdings keiner Sache Natur oder Wesen besser seyn, als ihr Grund

und Ursprung. Daher kann ich sicher schlüssen, daß dasjenige, was aller Dinge Grund und Ursprung ist, auch seinem Wesen und Natur nach das höchste Gut seyn müsse. B. Ganz recht. Ph. Nun ist schon zugegeben, daß das höchste Gut die wahre Glückseligkeit, oder Seligkeit, sey. B. Ja. Ph. So muß man auch nothwendig bekennen, daß Gott selber diese höchste Glückseligkeit, oder Seligkeit, sey. B. Wie ich den erstern Grundsätzen meinen Beyfall nicht versagen kann: so sehe ich auch die daraus hergeleiteten Folgen deutlich ein. Ph. Bedenke nun, ob nicht hieraus noch stärker bewiesen werden könne, daß zwey voneinander unterschiedene höchste Güter gar nicht seyn können. Denn es ist klar, daß von zwey unterschiedenen Gütern das eine dasjenige nicht ist, was das andere ist: folglich kann keines von beyden vollkommen seyn, weil dem einen das mangelt, was das andere hat. Was aber nicht vollkommen ist, das ist auch offenbar nicht das höchste Gut: also können die Güter, welche die höchsten sind, auf keine Weise voneinander unterschieden seyn. Ferner ist bewiesen, daß die höchste Glückseligkeit, (oder Seligkeit) und Gott, das höchste Gut sey: daher muß eben das die höchste Glückseligkeit, oder Seligkeit, seyn, was die höchste Göttlichkeit ist. B. Man kann der Sache nichts gemäser und vernünftiger, noch etwas, das Gott anständiger wäre, schlüssen. Ph. Ich will den bewiesenen Wahrheiten, nach der Lehrart der Erdmesser, noch einige Zusätze beyfügen. Weil die Menschen durch Erlangung der Seligkeit selig wer-

den; die Seligkeit aber die Göttlichkeit selber ist: so ist offenbar, daß sie durch Erlangung der Göttlichkeit selig oder höchstglücklich werden. Wie sie aber durch Erlangung der Gerechtigkeit gerecht, und durch Erlangung der Weisheit weise werden: so müssen sie auf gleiche Weise, nach erlangter Göttlichkeit, Götter werden. Folglich ist ein jeder Seliger ein Gott. Der Natur und dem Wesen nach ist zwar nur einer; durch Theilnehmung können aber wohl mehrere seyn.(*) B. Auch dieses ist eine schöne und vortreffliche Wahrheit, du magst sie nun eine Folge aus dem vorhergehenden, oder einen Zusatz, nennen. Ph. Es übertrifft auch dasjenige nichts an Schönheit, was ich aus vernünftigen Ursachen dem noch beyzufügen habe. B. Was ist denn dasselbe? Ph. Weil die höchste Glückseligkeit viele Stücke in sich begreifet, so ist die Frage: Machen denn

(*) Dieser Ausdruck ist blos aus den platonischen Lehrsätzen entstanden, und darnach muß er hier auch beurtheilet werden. Plato setzte das höchste Gut des Menschen in die Gleichheit mit Gott, worauf die Vergötterung folgte, wenn der Mensch in allen Tugenden es zur Vollkommenheit gebracht hätte. Cleanthes, ein stoischer Philosoph, sagte ausdrücklich: ἐκ σȣ γαρ γενος ἐσμεν, wir sind seines Geschlechts, weil er die Seele des Menschen für einen Theil des göttlichen Wesens irrig hielte. Von eben dieser Redensart in der Apost. Geschichte c. 17. v. 29. Vid. HENR. A SEELEN Medit. Exeget. P. II. p. 312.

denn diese Stücke alle zusammen das ganze Wesen derselben aus, so, daß sie nur aus verschiedenen Theilen bestehet; oder, ist eines unter denselben, das die ganze Seligkeit allein in sich fasset, dahin sich aber die übrigen alle beziehen? B. Ich wollte, daß du mir solches durch Benennung der Stücke selbst etwas deutlicher machtest. Ph. Halten wir die höchste Glückseligkeit, oder Seligkeit, nicht für ein Gut? B. Allerdings, und zwar für das höchste Gut. Ph. Setze nun noch hinzu, daß solches von allen Stücken gesagt werden könne; daß eben diese Glückseligkeit die höchste Genüge, die höchste Macht, Ehre und Ruhm sey, ja auch die Vergnügungen des Leibes werden für eine Glückseligkeit gehalten. Sind denn nun alle diese Güter, Reichthum, Macht, und dergleichen, gleichsam einzelne Stücke der höchsten Glückseligkeit, oder beziehen sie sich auf alle dieselbe, als den einzigen Mittelpunct? B. Ich merke schon, was du mir hierdurch zu untersuchen giebest; aber ich möchte doch deine Meynung davon hören. Ph. Du mußt dir die Sache also vorstellen: Wenn alle diese Dinge Stücke der höchsten Glückseligkeit wären: so müßten sie auch voneinander unterschieden seyn. Denn das ist die Eigenschaft der Theile, daß unterschiedene derselben ein Ganzes ausmachen. Nun ist erwiesen worden, daß alle diese Dinge eins, und ebendasselbe, sind. Folglich sind es nicht Theile; sonst würde es scheinen, als bestünde die höchste Glückseligkeit aus einem einzigen Stücke, welches doch nicht seyn kann. B. Daran

an ist kein Zweifel; ich erwarte aber nun das übrige. Ph. Es ist klar, daß die übrigen Stücke alle zu dem Gute gerechnet werden. Denn darum trachtet man nach Vermögen und Reichthum, weil man ihn für ein Gut hält; deswegen strebet man nach Gewalt, weil sie ebenfalls für etwas Gutes gehalten wird. Dieß kann man auch von hohen Würden, grossem Ruhme, und Vergnügungen des Leibes, sagen. Also ist die Hauptabsicht und der Bewegungsgrund alles dessen, was man wünschet, das Gute. Denn, was weder in der That, noch dem Scheine nach, etwas Gutes an sich hat, das kann man keinesweges verlangen. Hingegen wird auch nach Dingen getrachtet, die von Natur zwar nicht gut sind, aber doch dafür gehalten werden, als wären sie wahrhaftig gut. Daher muß die Hauptabsicht, das Ziel und die Bewegungsursache, warum man etwas begehret, die Güte einer Sache seyn. Um wessentwillen aber etwas verlanget wird, dasselbe verlanget man am meisten. Wenn z. E. einer der Gesundheit wegen reiten will, so verlanget er nicht sowohl die Bewegung des Reitens, als vielmehr die Wirkung der Gesundheit. Weil nun alles des Guten wegen verlanget wird: so sucht ein jeder das Gute vielmehr selbst, als jene Dinge. Ist es nun ausgemacht, daß dasjenige die höchste Glückseligkeit sey, um wessentwillen alles übrige verlanget wird: so ist es auch diese Glückseligkiet allein, die man suchet. Folglich erhellet hieraus aufs deutlichste, daß das Gute selbst, und die höchste Glückseligkeit, von einer und

eben

eben derselben Natur und Wesen sey. B. Ich sehe nicht, was einer darwider einwenden könnte. Ph. Daß aber Gott, und die wahre und höchste Glückseligkeit, oder Seligkeit, einerley und ebendasselbe sey, haben wir bewiesen. B. Ja, das ist geschehen. Ph. Also darf man sicher schlüssen, daß das Wesen Gottes selbst in dem Guten, und in anders nichts, bestehe.

Kommt alle her, betrogne Seelen,
Die die verstellte Lust der Welt
In unglückselgen Ketten hält,
Um euern eiteln Sinn zu quälen;
Kommt her, nach überstandnen Lasten
Der Mühe, sicher auszurasten;
Lauft in den stillen Hafen ein,
Der kann der Müden Freystatt seyn.

Kein Tagus führt in tiefen Gründen
Dergleichen kostbar güldnen Sand;
Selbst an des Hermus rothem Strand
Ist so ein Kleinod nicht zu finden.
Kein Indus, dessen reiche Wellen
Durch Edelsteine sich erhellen;
Kein reicher Gold- und Silberschacht
Wird gegen dieses Gut geacht.

Ihr blendend Licht hat die Gemüther
Oft dem Verderben nah gebracht.
Allein, des Himmels Glanz und Güter
Befreyen sie von dieser Macht.
Da lernt man alles recht erkennen,
Ja selbst die Sonne finster nennen,
Wenn jenes reine Himmelslicht
Erst recht in unsre Augen bricht.

B. Ich bin deiner Meynung; denn es beruhet alles auf sehr wichtigen Gründen. Ph. Wie hoch wirst du es nicht schätzen, wenn du erkannt haben wirst, was denn dieß Gut selber sey. B. Ich werde es unendlich hoch schätzen, weil ich zugleich Gott, der dieses Gut ist, werde kennen lernen. Ph. Ich will dir das aufs gewisseste deutlich machen; behalte nur dasjenige fest, was vorher schon bewiesen worden ist. B. Ich will es nicht vergessen. Ph. Haben wir nicht bewiesen, daß diejenigen Dinge, die von vielen verlanget werden, darum keine wahren und vollkommenen Güter wären, weil sie voneinander unterschieden sind; und, weil dem einen mangelt, was das andere hat: so könne keines das wahre und vollkommene Gut darstellen? daß sie aber alsdenn ein wahres Gut würden, wenn sie gleichsam in eine Form und Wesen gebracht wären, daß das, was Reichthum und Gnüge ist, ebenfalls auch Macht, Ehre, Ruhm, und Vergnügungen, wäre? Wenn aber diese Dinge insgesammt nicht

eines und ebendasselbe wären: so hätten sie auch nichts von dem an sich, warum man sie begehren könnte? B. Es ist alles so deutlich bewiesen worden, daß gar kein Zweifel mehr dargegen statt finden kann. Ph. Wenn nun Dinge, die voneinander unterschieden sind, nicht gut sind; alsdenn aber gut werden, wenn sie eines zu werden beginnen; werden sie nun nicht, vermittelst dessen, daß sie eines werden, gut? B. Es scheinet allerdings so. Ph. Räumest du aber auch ein, daß alles, was gut ist, durch Theilnehmung an dem Guten, gut sey, oder meynest du nicht so? B. Ich gebe es zu. Ph. So mußt du auch zugeben, daß ebendasselbe das Eine und Gute sey. Denn Dinge haben einerley Wesen, deren Wirkung nicht unterschieden, sondern einerley ist. B. Das kann ich nicht leugnen. Ph. Weist du nun auch, daß ein jedes wirkliches Ding so lange bleibe und bestehe, als es das eine ist; aber wieder aufhöre und vergehe, so bald es das eine zu seyn aufhöret? B. Wie gehet dieses zu? Ph. Wie zu Exempel bey den Thieren, so lange Leib und Seele vereint und beysammen bleiben, so heist es ein Thier. Wenn aber diese Vereinigung durch Trennung des einen von dem andern aufgehoben wird: so höret es auch selber auf, ein Thier zu seyn. Auch der menschliche Leib selbst wird so lange für einen menschlichen Leib angesehen, als er in einer Form, durch gehörige Verbindung der Glieder, bleibet. Wenn aber die Theile des Leibes voneinander getrennet und abgesondert sind, dadurch das eine selbst aufgehoben

ben worden ist: so höret er auch auf zu seyn, was er vorher gewesen ist. Wirst du die übrigen Dinge auf eben solche Weise durchgehen, so wirst du ohne allen Zweifel finden, daß ein jedes Ding so lange bestehe, als es das eine ist; höret es aber dieß zu seyn auf, so vergeht es. B. Wenn ich mehr dergleichen Betrachtungen anstelle, so finde ich es überall nicht anders. Ph. Ist denn nun wohl etwas, das, seinem natürlichen Triebe nach, nicht gerne bestehen, sondern lieber verderben und untergehen wollte? B. Wenn ich die Thiere betrachte, die nur einige natürliche Kraft haben, zu wollen, und nicht zu wollen: so finde ich keine Ursache, warum sie, ohn äusern Zwang, den Trieb zu bleiben, ablegen, und freywillig ihren Untergang suchen sollten. Denn ein jedes Thier bemühet sich, sein Leben zu erhalten, und hingegen den Tod und Untergang zu vermeiden. Was ich aber von Kräutern, Bäumen, und unbeseelten Dingen, sagen soll, weis ich nicht. Ph. Hier hast du gar nicht Ursache, mit deinem Urtheile im Zweifel zu stehen. Denn, wenn du Kräuter und Bäume betrachtest, so wirst du erstlich finden, daß sie an solchen Oertern wachsen, die sich für sie schicken, wo sie, soviel ihre Natur vermag, nicht so leicht verdorren und untergehen können. Denn einige wachsen auf Feldern, andere auf Bergen; einige stehen auf sumpfichtem, andere auf felsichtem Boden; noch andere wachsen aus unfruchtbarem Sande hervor, und, wenn man sie an einen andern Ort setzen wollte, so würden sie verdorren. Denn die Natur giebt einem jeden, was

sich

sich für dasselbe schicket, und bemühet sich dahin, daß sie die Dinge so lange vor dem Untergange erhalte, als sie dauern können. Was soll ich davon sagen, daß sie ihr Haupt alle gleichsam zur Erde neigen, mit ihren Wurzeln die Nahrung an sich ziehen, und durch den Saft Stärke und Rinde gewinnen? Ja, das weicheste, als das Mark und der Kern derselben, wird allezeit inwendig verwahret; von aussen aber durch festes Holz bedecket. Die ganz äusere Schale aber muß ihnen wider Sturm und Ungewitter zum Schutz und zur Wehre dienen. Wie groß ist hernach nicht der Fleis der Natur, daß alles durch Vervielfältigung des Saamens fortgepflanzet wird? und wer weis nicht, daß dieses alles gleichsam gewisse Maschinen und Werkzeuge sind, deren sie sich nicht nur auf eine zeitlang, sondern überhaupt gleichsam auf ewig zu bleiben, bedienet. Haben nicht auch die unbeseelten und leblosen Geschöpfe nach dem, was gleichsam das Ihrige ist, ein Verlangen? Warum schlagen die leichten Flammen des Feuers in die Höhe, und, was hingegen schwer ist, sinket zu Boden? Ists nicht darum, weil sich der Ort und die Bewegung zu einem jeden von beyden am besten schicket? Was ferner sich am besten zu dem andern schicket, das erhält auch dasselbe; gleichwie hingegen miteinander streitende Dinge sich selbst aufheben. Was sehr hart ist, als Steine, dessen Theile halten fest zusammen, und widerstehen der Auflösung; was aber flüßig ist, als Wasser und Luft, das giebet zwar leicht nach, und lässet sich trennen; es läuft aber geschwind wieder

zusam-

zusammen, um sich mit dem, wovon es getrennet worden ist, wieder zu vereinigen. Das Feuer aber lässet sich durchaus nicht theilen und trennen. Ich handele jetzt nicht von den freyen Bewegungen des Willens einer vernünftigen Seele; sondern von dem natürlich eingepflanzten Triebe und Wirkung, als z. E. daß wir die genossenen Speisen, ohne daran zu gedenken, verdauen; daß wir, ohne unser Wissen, im Schlafe Odem holen. Denn die Liebe zum Leben kömmt auch nicht einmal bey den lebendigen Kreaturen von dem Willen der Seele her, sondern aus anerschaffenen Grundtrieben der Natur. Oft wählet der Wille aus dringenden Ursachen den Tod, den doch die Natur fürchtet: hingegen hindert der Wille bisweilen auch das, was die Natur stets verlanget, als den Trieb, Kinder zu zeugen, dadurch die Dauer menschlicher Dinge allein erhalten wird. Also entstehet die Liebe zu sich selbst nicht aus einer freyen und vernünftigen Bewegung der Seele, sondern aus einer natürlichen Neigung. Denn die Vorsehung hat ihren Geschöpfen diesen starken und mächtigen Trieb, zu bleiben, eingepflanzet, daß sie von Natur so lange zu bleiben wünschen, als sie können. Daher hast du keine Ursache, zu zweifeln, daß nicht alle Dinge, die da sind, von Natur ein Verlangen haben sollten, stets zu bleiben, und den Untergang zu vermeiden. B. Ich gestehe, daß ich dasjenige nunmehro deutlich einsehe, was mir so lange ungewiß geschienen hat. Ph. Was aber zu bestehen und in seinem Wesen zu bleiben wünschet, das will auch gerne eines

seyn.

seyn. Denn bleibt es dieses nicht, so kann auch nichts das seyn, was es ist. B. Das ist wahr. Ph. Derowegen will alles gerne eines seyn. B. Ich habe das schon zugestanden. Ph. Wir haben aber erwiesen, daß dieses einständige Wesen, oder dieses eines, das sey, was gut ist. B. Ja, das ist erwiesen. Ph. Also streben alle Dinge nach dem Guten: welches du auch so beschreiben kannst, daß das eben das Gut sey, wornach alle Dinge ein Verlangen tragen. B. Es kann nichts gewissers gedacht werden. Denn alle Dinge beziehen sich entweder auf nichts, und fallen, ohne Zweck, und gleichsam ohne einen gewissen Führer, bald auf dieses, bald auf jenes; oder, wenn etwas ist, worauf alle ihre Absicht richten, so muß es das höchste Gut unter allen Gütern seyn. Ph. O! wie freue ich mich, mein Sohn, daß du nun recht den Mittelpunct der Wahrheit getroffen, und deinem Gemüthe eingepräget hast. Du hast nunmehro in dem ein Licht bekommen, was du, nach deinem Geständnisse, vorhero nicht einsehen konntest. B. Was denn? Ph. Welches der Zweck und das Ziel aller Dinge sey. Denn das ist es wahrhaftig, wornoch alles strebet; und da wir bewiesen haben, daß dasselbe das Gut sey: so müssen wir auch bekennen, daß der Zweck aller Dinge gut sey.

Will dein forschender Verstand nach verborgner
Wahrheit spüren,
Und soll dich des Irrthums Wahn nicht auf falsche
Wege führen,

So

So sieh nur auf dich zurücke, schränke deine Sinne ein,
Was die Seel von aussen suchet, wird in dir verwahret seyn.
Was des Irrthums schwarze Dunst lange Zeit vor dir verborgen,
Scheint alsdenn mit hellem Strahl, wie die Sonn am frühen Morgen.
Denn die schwere Last des Leibes, die den Geist vergeßlich macht,
Hat dich nicht um alles Wissen und um allen Witz gebracht.
Nein, es liegt der Wahrheitstrieb noch in deiner Brust verdecket,
Und der wird durch Unterricht und durch eignen Fleis erwecket.
Denn, wie könntest du gefragt eine kluge Antwort geben?
Muß der Wahrheit Zunder nicht noch in deiner Seele leben?
Drum spricht auch der weise Plato recht von dieser Weisheitsspur:
Was jetzt einer mühsam lernet, deß erinnert er sich nur.

B. Ich pflichte dem Plato hierinnen stark bey; denn du erinnerst mich dessen schon zum zweytenmale. Erstlich, weil ich solches, aus angebohrner natürlicher Schwäche, und hernach

vor

vor grosser Betrübniß, vergessen hatte. Ph. Wenn du auf das, was oben schon zugegeben ist, zurücksehen willst, so wirst du dich auch dessen leicht erinnern, was du, nach deiner Aussage, lange nicht gewußt hast. B. Was ist denn dasselbe? Ph. Wie, und nach welchen Grundsätzen, die Welt regieret werde? B. Ich erinnere mich, daß ich meine Unwissenheit hierinnen bekannt habe: ob ich nun gleich solches jetzt wohl einsehe, so möchte ich dich doch davon noch deutlicher reden hören. Ph. Du hast kurz vorher ohn allen Zweifel zugegeben, daß die Welt von Gott regieret werde. B. Das sage ich auch noch; ich werde daran niemals zweifeln, und will dir nur kürzlich die Gründe anführen, welche mich, solches zu glauben, bewegen: Diese Welt hätte unmöglich aus so mancherley und widrigen Theilen in eine Form gebracht werden können, wenn nicht einer wäre, der so verschiedene Dinge miteinander vereinigte; diese Verschiedenheit der Naturen würde aber die vereinten Dinge selber aufheben und zertrennen, wenn nicht einer wäre, der das, was er zusammenverbunden hat, beysammen erhielte. Es würde keine so gewisse Ordnung in der Natur herrschen; sie würde ihre Bewegungen nach so verschiedenen Oertern, Zeiten, Kräften, Räumen, und Eigenschaften, nicht verrichten können, wenn nicht einer wäre, der, als ein unveränderliches Wesen, diese verschiedenen Veränderungen selbst einrichtete. Dieses Wesen nun, durch das die Geschöpfe bestehen und gedacht werden, nenne ich mit dem ganz ge-

wöhnlichen Namen, GOTT. Ph. Da du soviel begreifest, so wirst du, meines Erachtens, wenig Mühe brauchen, dich wieder glücklich, und in deinem Vaterlande zu sehen. Wir wollen aber das, was wir gesagt, in tiefere Betrachtung ziehen. Haben wir nicht die völlige Genüge mit zur höchsten Glückseligkeit gerechnet, und behauptet, daß Gott diese Seligkeit selber sey? B. Ja, das haben wir gethan. Ph. So wird demnach Gott zur Regierung der Welt keiner äusern Hülfe bedürfen: denn hätte er diese nöthig, so wäre er nicht das allergnugsamste Wesen. B. Das ist höchstnothwendig. Ph. Also regieret Gott alles aus eigener Macht? B. Das ist wieder unleugbar. Ph. Nun ist aber bewiesen worden, daß Gott das Gute selbst sey. B. Der Beweis davon ist mir noch im frischen Andenken. Ph. Folglich regieret er alles durch das Gute; weil er alles aus eigener Macht regieret, dessen Güte auch schon bewiesen ist. Und hier findet sich gleichsam das Steuerruder, dadurch die Weltmaschine fest erhalten und regieret wird. B. Ich stimme hierinnen mit dir völlig überein, und habe schon vorher, wiewohl ganz schwach, gemuthmaset, daß du dieß sagen würdest. Ph. Das glaube ich; denn meinen Gedanken nach bist du nunmehro, die Wahrheit zu erkennen, weit begieriger. Was ich aber noch sagen werde, dienet nicht weniger zu genauerer Einsicht derselben. B. Was ist das noch? Ph. Wenn man von Gott mit Recht glaubt, daß er alles nach seiner Güte regiere, und daß alles, wie bewiesen wor-

den ist, durch einen natürlichen Trieb auf das Gute abziele: kann man alsdann wohl noch zweifeln, daß alle Dinge frey und ungezwungen regieret werden, sich nach dem Winke ihres Regierers einmüthig richten, und sich seinem Willen in süsser Eintracht gemäs verhalten? B. Das ist nothwendig; denn es würde sonst keine glückliche Regierung seyn, sondern vielmehr ein Joch, das niemand gerne trüge, und keine Wohlfahrt für die, welche gehorchten. Ph. So ist denn nichts, das, sofern es der Natur folgt, Gott entgegen handeln sollte? B. Nein. Ph. Wenn sich auch etwas, solches zu thun, unterstünde, würde es wohl etwas gegen ihn ausrichten, da wir, kraft der höchsten Seligkeit, von ihm auch sagen, daß er allmächtig sey? B. Es würde gar nichts ausrichten. Ph. Es ist demnach nichts, das diesem höchsten Gute sich entweder entgegen setzen wollte, oder könnte? B. Ich glaube nicht. Ph. Demnach ist das das höchste Gut, welches alle Dinge so mächtig, als gütig, beherrschet und regieret. B. O! wie vergnügen mich nicht nur deine Beweisgründe und Schlüsse; sondern auch vornehmlich diese Worte selbst, deren du dich bedienest, daß sich endlich die Thorheit, die so vieles dargegen bellet, vor sich selbst schämen muß. Ph. Du hast in der Fabelgeschichte von den Riesen gehöret, daß sie sich einmal vorgenommen, den Himmel zu bestürmen; wie sie aber auch der gütige und starke Gott des Himmels nach ihrem Verdienst zu Schanden gemacht. Hast du Lust, die Gründe gegeneinander zu halten: so wird vielleicht

aus diesem schönen Streite ein Funke der Wahrheit hervorblicken. B. Nach deinem Belieben. Ph. Niemand zweifelt, daß Gott allmächtig sey. B. Wer Verstand hat, wird nichts dargegen einwenden. Ph. Wer aber allmächtig ist, dem wird auch nichts unmöglich seyn? B. Freylich. Ph. Kann denn nun Gott auch Böses thun? B. Keinesweges. Ph. So muß ja das Böse gar nichts seyn; weil es der nicht thun kann, der doch alles zu thun vermag? B. Scherzest du denn mit mir, da du mich in ein recht verwirrtes Labyrinth durch deine Fragen und Schlüsse führest, und bald den Rückweg bey dem Ausgange, bald den Ausgang bey dem Rückwege und Eingange, nimmst; willst du etwa hierdurch das bewundernswürdigste göttliche Wesen und seine Einheit vorstellen? Denn da du kurz vorher von der höchsten Glückseligkeit zu reden anfiengest, so sagtest du, das sey das höchste Gut, das in Gott zu finden wäre: Gott wäre selber das höchste Gut und die vollkommene Seligkeit; und als eine Zugabe setztest du hinzu, daß niemand höchstglückselig sey, der nicht zugleich Gott wäre. Ferner sagtest du, die Natur des höchsten Guts sey selber das Wesen Gottes und der höchsten Seligkeit; und das eine selbst wäre das höchste Gut, wornach die ganze Natur strebte. Du lehretest auch, daß Gott alle Dinge mit dem Zepter seiner Güte regiere; daß ihm alles willig gehorche, und nichts von Natur böse sey: und dieß bewiesest du, nicht mit äussern, sondern innern Gründen, da immer eines aus dem andern richtig folgte. Ph. Ich scherze

gar

gar nicht mit dir; sondern wir haben nun durch Gottes Beystand, den ich lange deswegen angeruffen habe, eine der allerwichtigsten Sachen ausgeführet. Denn darinnen bestehet das göttliche Wesen, daß es weder auf etwas ausser sich fällt, noch etwas äuserliches an sich nimmt; sondern, wie **Parmenides** von demselben spricht: Es trage und bewege die gleiche Last immer in ihren Cirkeln herum. Da wir also die Gründe nicht von aussen, sondern von der Natur der Sachen selbst, hergenommen haben: so darfst du dich nicht verwundern, wenn du vom **Plato** gelernet hast, daß die Worte mit den Sachen, davon man handelt, übereinkommen, und denselben ähnlich seyn müssen.

O höchstbeglückte Seele!
Die jene reiche Quelle
Des ewigreinen Lichtes
Ohn Unterlaß beschauet!
Glückselig, wenn die Fesseln
Der schweren Erdenlasten
Den freyen Geist nicht binden!
Als Orpheus einst die Leiche
Der ihm geraubten Schöne
Mit heisen Thränen netzte,
Und durch die Klagelieder
So Wald, als Fels, belebte,

Ja, schnell bewegte Flüsse
In strenge Fesseln legte:
Da weydeten die Rehe
Bey grimmig starken Löwen;
Die Schüchternheit der Hasen
Erschrack nicht vor dem Anblick
Auf sie gehetzter Hunde,
Die durch die süssen Töne
So Lauf, als Muth, verlohren,
Und ein gelinder Feuer
In ihrem Blute fühlten.
Doch konnte diese Stärke
Der zauberischen Saiten
Den Meister selbst nicht zwingen,
Daß er den Schmerz vergessen.
Es giengen seine Klagen
Bald auf den harten Himmel;
Bald suchte er beym Pluto
Die ihm geraubte Hälfte.
Er wußte seine Leyer
Mit aller Kunst zu zwingen,
Die er von seiner Mutter
Einst selbst gelernet hatte.
Was nur der Schmerz vermochte,
Von Klagen auszuschütten;
Was gegenseitge Liebe

Von Harm und Trauren heget,
Das konnte selbst die Herren
Der unterirdschen Schatten
Durch süsse Melodeyen
Zum wahren Mitleid bringen.
Der dreyfachoffne Rachen
Des schwarzen Höllenhundes
Schloß sich bey dem Erstaunen
Des nie gehörten Liedes.
Die Göttinnen der Rache,
Womit sie Böse plagen,
Zerflossen jetzt in Thränen.
Ixion hatte selber
Auf seinem Unglücksrade
Hier eine kurze Ruhe;
Und Tantalus vermiede,
Vom steten Durst geplaget,
Jetzt wasserreiche Flüsse.
Der nie vergnügte Geyer
Dem Tityus die Leber
Zur steten Nahrung reichet,
Ward satt durch diese Lieder.
Von Mitleid eingenommen
Sprach dann das Reich der Schatten:
Nimm von uns die Geliebte,
Den Preis von deinem Liede,
Und freu dich deines Weibes.
Doch hör auch unsern Willen,
Womit wir dir sie schenken:

Wenn sie dieß Reich verlassen,
So wehre deinen Augen,
Ja nicht zurůckzusehen.
Allein, welch hart Verbieten
Kann Liebende bezwingen?
Sie lieben sich nur stårker.
Drum, als des Orpheus Augen
Noch an dem důstern Rande
Nach seiner Liebsten blickten,
Verlohr er sie auf ewig.
Euch meynet diese Fabel,
Die ihr nach jenem Lichte,
Im hocherhabnen Himmel,
Den Geist zu schicken suchet.
Wer die begiergen Blicke,
Von Eitelkeit besieget,
Bald wieder abwerts lenket:
Der kann zum gróßten Schaden
Das, was er herzlich wůnschet,
Mit leichter Můh verliehren;
Weil er zurůckesiehet.

Ende des dritten Buchs.

Viertes

Viertes Buch.

Es wird erwiesen, daß, da Gott alles regieret, alle Boshaften unglücklich und unvermögend, die Frommen aber allezeit glücklich und mächtig sind. Zugleich kömmt hier vor die Lehre von der göttlichen Vorsehung, und dem Fato.

B. Nach diesem süssen und angenehmen Liede, das die Philosophie mit unverändert behaltenem ehrwürdigen Ansehen und sanftem Ernste sang, fiel ich ihr, da sie noch etwas sagen wollte, und ich meinen innerlichen Schmerz noch nicht vergessen konnte, in die Rede, und sprach: Was bishero, o du Führerinn zum wahren Lichte, deine Unterredungen mich gelehret, das habe ich sowohl wegen der hohen Gedanken für recht gött-

lich, als auch wegen deiner Beweisgründe für unwiderleglich, erkannt. Ja, du hast eben von solchen Wahrheiten mit mir geredet, die mir zwar vor diesem nicht ganz und gar unbekannt gewesen sind, welche ich aber seit kurzer Zeit vor Schmerz und Kummer über das mir zugefügte Unrecht wieder vergessen hatte. Das ist aber wohl die Hauptursache meiner Traurigkeit, daß, da ein gütiger Beherrscher aller Dinge ist, das Böse dennoch entweder seyn kann, oder ungestraft dahingehet. Wie bewundernswürdig aber dieses einzige sey, bitte ich nur zu überlegen. Hierzu kömmt aber noch etwas weit wichtigers, nämlich: Wenn die Bosheit sich auf den Thron geschwungen hat, und überall geachtet wird: so bleibt nicht nur die Tugend unbelohnt, sondern sie wird auch von den Boshaften unter die Füsse getreten, und als Laster bestraft. Daß dieses nun in dem Reiche des allwissenden, allmächtigen und das Gute allein vollendenden Gottes geschehe, kann niemand genung bewundern, noch beklagen. Ph. Es wäre auch gewiß das entsetzlichste und unerhörteste von der Welt, wenn, wie du urtheilest, in eines so grossen Hausvaters wohleingerichtetem Hause geringe Gefäße zu Ehren, köstliche aber zu Unehren, gebraucht würden: aber es ist in der That nicht also. Denn, wenn du das, was oben bewiesen worden ist, fest behältest, so wirst du selbst aus dem Stifter, von dessen Reiche wir jetzt reden, erkennen, daß die Frommen allezeit mächtig, die Bösen aber stets verachtet und unvermögend sind; daß die Laster niemals ungestraft, und die Tugen-

gen-

genden nie unbelohnt bleiben; daß es den Frommen wohl, den Bösen aber allezeit übel gehet, und was dergleichen mehr ist, das dich nach gestillten Klagen kräftig stärken und aufrichten kann. Und weil du aus meinen Beweisen die Beschaffenheit der wahren Glückseligkeit, und, wo sie zu finden sey, längst hast kennen gelernet: so will ich dir nunmehro den Weg zeigen, der dich wieder nach Hause bringen kann, dasjenige aber alles mit Stillschweigen übergehen, was ich mit dir schon durchgegangen bin. Ich will deinem Geiste gleichsam Flügel geben, daß er sich in die Höhe schwinge, und du nach vertriebener Gemüthsunruhe, unter meiner Begleitung, auf meiner Bahn, ja durch meine Hülfe, gesund und glücklich in dein Vaterland wieder zurückkehren kannst.

Mich tragen meine leichten Flügel
Weit über alle Sternenhügel.
Mit diesen kann des Menschen Geist,
Der sich der niedern Welt entreißt,
Weit über Erd und Luft erheben,
Und über allen Himmeln schweben.
Von dieser starken Glut entflammt,
Die aus dem reinen Aether stammt,
Eilt er nach den gestirnten Höhen,
Der Sonne weiten Weg zu gehen.
Von da verläßt er diesen Stand,
Und wird ein glänzender Trabant,

Die

Die sich in kalten Himmelshöhen
Durch des Saturnus Kreise drehen.
Ja, wo kaum eines Sternes Licht
Durch die entfernten Nächte bricht,
Dahin sucht er, ohn zu verweilen,
Mit neugestärktem Flug zu eilen,
Bis er durch alle Fernen dringt,
Und sich zum wahren Lichte schwingt.
Da siehet er den Herrn der Thronen
Im unerschaffnen Lichte wohnen,
Der alles, was geschieht, beschlüßt,
Und ewig bleibet, was er ist.
Wenn du dann nach den Trauerstunden
Den Weg zu diesem Licht gefunden,
Der dem Gedächtniß erst entwich,
Nun, sprichst du, nun erinnre ich mich:
Ich stamm daher; hier will ich bleiben,
Und nichts soll mich von hinnen treiben.
Thust du dann einen hohen Blick
Auf die verlaßne Welt zurück,
So wirst du mächtige Tyrannen
Sich selbst ins Elend sehn verbannen,
Die der geringe Theil der Welt
Jetzt für das größte Schrecken hält.

B. Ey!

B. Ey! was für grosse Dinge versprichst du mir! und ich zweifele gar nicht, daß du solche nicht in das Werk richten könnest; halte mich nur, nach gemachter Hoffnung, nicht lange mehr auf. Ph. Du wirst erstlich zugeben müssen, daß es den Frommen niemals an Macht, den Bösen aber an allem Vermögen, fehle; eines beweiset das andere. Denn, da das Gute und Böse einander entgegen gesetzte Dinge sind: so folget, daß, wenn das Gute mächtig ist, das Böse ohnmächtig seyn muß; wird aber die Schwäche des Bösen bekannt, so wird auch dadurch die Stärke des Guten offenbar. Damit aber die Wahrheit dieses Ausspruchs destodeutlicher werde: so will ich die vorigen beyden Sätze genauer erwägen, und bald aus diesem bald aus jenem meine Meynung bestätigen. Alle menschliche Handlungen beruhen auf einem doppelten Grunde, nämlich, auf dem Willen und dem Vermögen. Fehlet eines von diesen beyden, so kann nichts ausgeführet werden. Denn fehlet es einem an dem Willen zu etwas, so unternimmt er das nicht einmal, was er nicht will: fehlet es ihm aber an dem Vermögen, so ist der Wille darzu vergeblich. Wenn du daher einen nach etwas streben siehest, das er doch ncht verlanget: so muß es ihm ohn allen Zweifel am Vermögen gefehlet haben. B. Das ist so deutlich, daß es gar nicht geleugnet werden kann. Ph. Wenn du aber siehest, daß einer das, was er gewollt, zu Stande gebracht hat, wirst du alsdenn wohl zweifeln, daß er, solches auszurichten, vermögend gewe-

gewesen sey? B. Keinesweges. Ph. Was aber einer zu thun vermag, darzu kann man ihm seine Kraft, und, was er nicht thun kann, auch seine Ohnmacht, nicht absprechen? B. Ich räume das willig ein. Ph. Erinnerst du dich nun nicht, daß durch die vorigen Gründe bewiesen worden; wie die ganze Neigung des menschlichen Willens, der von verschiedenen Dingen angetrieben wird, auf die Glückseligkeit abziele? B. Ich erinnere mich der davon gegebenen Beweise noch wohl. Ph. Weist du auch noch, daß die Glückseligkeit das höchste Gut selber sey; und, wenn man also die Glückseligkeit wünschet, zugleich auch das Gute selbst jedermann verlange? B. Das habe ich meinem Gedächtnisse auf das schärfste eingepräget. Ph. Also bestreben sich alle Menschen, sowohl gute, als böse, ohne Unterschied, das Gute zu erlangen? B. Ja, das folget daraus. Ph. Es ist aber auch gewiß, daß die Menschen, durch Erlangung des Guten, fromm und gut werden. B. Das ist gewiß. Ph. Folglich erlangen die Frommen, was sie begehren? B. Es scheinet so. Ph. Wenn aber die Gottlosen das Gute, das sie begehren, erlangeten, so könnten sie ja nicht gottlos seyn? B. Das ist wahr. Ph. Da also beyde das Gute begehren, und zwar jene es erlangen, diese aber nicht: so müssen ohn allen Zweifel die Frommen mächtig, die Bösen aber ohnmächtig, seyn. B. Wer daran zweifeln wollte, der müßte weder die Natur der Sachen, noch die Folgen der obigen Gründe, einsehen können. Ph. Wenn z. E. ihrer zwey sich einerley zu thun vor-

vornehmen, und der eine solches aus natürlichen Vermögen verrichtet, und zu Stande bringet, der andere aber sich dieser natürlichen Kraft darzu nicht bedienen kann, aber doch auf eine andere Art und Weise, als der Natur gemäß ist, seinen Vorsatz zwar nicht erfüllet, sondern nur dem, der ihn ausführet, nachahmet; welchen von diesen beyden hältest du für stärker und vermögender? B. Ob ich gleich muthmase, was du etwa damit sagen willst: so wünschte ich doch, daß du dich deutlicher darüber erklärtest. Ph. Leugnest du wohl, daß die Bewegung, zu gehen, den Menschen natürlich sey? B. Das leugne ich nicht. Ph. Zweifelst du etwa, daß den Füssen der Dienst hierzu von Natur zukomme? B. Auch hieran zweifele ich nicht. Ph. Wenn nun einer die Kraft und das Vermögen, zu Fusse zu gehen, hat, ein anderer aber, dem dieser natürliche Dienst der Füsse mangelt, mit den Händen solches zu verrichten sich bemühet, welcher von diesen kann mit Recht für stärker gehalten werden? B. O, setze nur das übrige noch hinzu; denn niemand träget Bedenken zu sagen, daß der, welcher solche natürliche Kraft hat, nicht stärker und vermögender sey, als derjenige, dem dieses Vermögen mangelt. Ph. Nun trachten aber die Frommen aus einem natürlichen Tugendtriebe nach dem höchsten Gut, das sich sowohl die Frommen, als Bösen, zu erlangen, vorsetzen; allein, die Bösen suchen es durch mancherley Lüste und Begierden zu erhalten, welche doch das natürliche Mittel darzu nicht sind. Ist vielleicht deine Meynung

nung hiervon anders? B. Nein, denn ich sehe schon, was daraus folget, daß nämlich, wie ich schon eingeräumet habe, die Frommen mächtig, die Bösen aber nothwendig unvermögend und schwach, seyn müssen. Ph. Du urtheilest recht; und dieses dienet mir, wie den Aerzten, zu einem Zeichen der Hoffnung, daß der Natur schon wieder aufgeholfen, und sie zum Widerstande der Krankheit geschickt sey. Weil ich also sehe, daß du, alles zu verstehen, im Stande bist, so will ich noch mehrere Beweise hinzufügen. Siehe nur, wie groß die Schwäche der Lasterhaften ist, daß sie nicht einmahl desjenigen theilhaftig werden können, worzu sie doch ihre natürliche Neigung führet, und beynahe mit Gewalt antreibet. Was würde endlich aus ihnen werden, wenn sie von der so starken und fast unüberwindlichen Hülfe der anleitenden und zuvorgehenden Natur verlassen würden? Erwäge ferner, was für Unvermögen sich bey den Lasterhaften findet: Sie bestreben sich nicht nach geringen und schlechten Belohnungen, die sie aber nicht erlangen können; sondern sie erliegen und ermüden in dem allergrößten und wichtigsten Geschäffte, und bringen, als höchstelende Menschen, dasjenige nicht zu Stande, woran sie doch Tag und Nacht arbeiten, dahingegen die Tugendhaften es ihnen hierinnen weit zuvorthun. Denn, wie du denjenigen für den geschicktesten und fähigsten zum Gehen halten würdest, der bis dahin gegangen wäre, wo man nicht weiter gehen kann: also mußt du auch den für den mächtigsten erkennen, der

das

das Ziel seiner Wünsche, ausser welchem nichts mehrers zu erlangen ist, erreichet. Woraus dann das Gegentheil folget, daß nämlich die Lasterhaften die Allerunvermögendsten sind. Denn warum verlassen sie die Tugend, und folgen dem Laster? thun sie es aus Unwissenheit des Guten? was ist aber ohnmächtiger, als blinde Unwissenheit? Oder, wissen sie, wornach man trachten soll, stürzen sich aber durch ihre eigenen Lüste ins Verderben: so werden sie auch durch Unmäsigkeit in denselben so schwach, daß sie dem Laster nicht widerstehen können. Oder, verlassen sie mit Wissen und Willen das Gute, und ergeben sich den Lastern? Aber auf solche Weise hören sie nicht allein, mächtig, sondern auch gänzlich zu seyn, auf. Denn, welche den allgemeinen Endzweck aller Dinge, die da sind, verlassen, die hören auch zugleich selbst auf, zu seyn. Es möchte einem zwar fremd vorkommen, wenn wir von den Boshaften, die den größten Theil der Menschen ausmachen, sagen, daß sie, zu seyn, aufhöreten: aber es ist in der That also. Denn, daß diejenigen, welche bös sind, nicht wahrhaftig bös und wirklich wären, leugne ich gar nicht; aber, daß sie in der That dasjenige sind, was sie seyn sollten, und könnten, das leugne ich. Denn, wie man den Körper eines Verstorbenen zwar einen todten Menschen heist, eigentlich aber ihn keinen Menschen nennen kann: so halte ich die Lasterhaften zwar für wirklich böse Leute, aber daß sie wahre Menschen sind, kann ich nicht bejahen. Denn dasjenige ist wirklich, was seine Bestimmung und Natur beybehält;

hält; was aber davon abweichet, das höret auch auf, das zu seyn, worzu es von Natur bestimmt gewesen. Du wirst sagen: Die Boshaften vermögen doch gleichwohl etwas; das habe ich auch noch nicht geleugnet: aber dieses ihr Vermögen rühret nicht sowohl von ihren Kräften, als von ihrer Schwäche, her. Denn sie können Böses thun, darzu sie nicht vermögend wären, wenn sie in Ausrichtung des Guten hätten bleiben können. Welche Möglichkeit noch klärer beweiset, daß sie nichts vermögen. Denn, wenn das Böse, wie vorher bewiesen worden, nichts ist: so können die Ruchlosen, da sie nur zum Bösen vermögend sind, offenbar nichts thun. B. Das ist klar und deutlich genug. Ph. Und damit du erkennest, worinnen die Kraft dieses Vermögens bestehe, so haben wir kurz vorher geschlossen, daß nichts mächtiger sey, als das höchste Gut. B. Ja, das ist wahr. Ph. Böses aber kann dieß höchste Gut nicht thun? B. Nein. Ph. Sollte also wohl jemand seyn, der da meynete, die Menschen könnten alles? B. Das kann gewiß niemand denken, der klug ist. Ph. Nun aber können sie Böses thun? B. Wollte nur Gott, sie könnten solches nicht! Ph Da also nur derjenige alles vermag, der das Gute thun kann; diejenigen aber, welche Böses thun können, nicht alles vermögen: so ist klar, daß die, welche das Böse können, weniger vermögen. Hierzu kömmt noch dieses, daß wir gezeiget haben, wie eine jede Kraft und Vermögen unter die zu begehrenden Dinge zu rechnen sey, und daß alle zu begehrenden Dinge

ge auf das Gute, als das höchste Ziel ihrer Natur, gezogen werden. Aber die Möglichkeit, ein Laster zu begehen, kann auf das Gute nicht gezogen werden; daher ist sie auch nicht zu wünschen. Nun darf man aber eine jede Kraft begehren; folglich ist die Möglichkeit der Bösen keine Kraft, noch Vermögen. Aus dem allen erhellet der Frommen Vermögen, und der Bösen ungezweifeltes Unvermögen; und der Ausspruch des **Plato** ist wahr, daß die Weisen allein alles zu thun vermögen, was sie verlangen; die Bösen zwar ausüben, was ihnen beliebet: aber doch nicht, was sie wünschen, erlangen können. Denn sie thun, was sie wollen, weil sie durch das, woran sie sich vergnügen, das begehrte Gut zu erlangen gedenken; aber sie erhalten es nicht, weil die Lasterthaten nimmermehr zur höchsten Glückseligkeit gelangen, noch führen können.

Wenn du Könige mit Kronen
Auf erhabnen Ehrenthronen
Und im Purpur glänzen siehst,
Und vor deren Drohen fliehst,
Denen fürchterliche Waffen
Sicherheit und Schutz verschaffen;
Deren strenges Wort erschreckt,
Und die Welt mit Furcht bedeckt;
Die durch ihre Wuth und Schnauben
Sich selbst Kraft und Leben rauben:

Sollst du diese, die sich blähn,
Ihrer Pracht beraubet sehn,
Und mit eitler Ehr sich decken,
O, so würdest du erschrecken,
Wenn der Herr an Ketten liegt,
Der die halbe Welt besiegt;
Dieser nährt, zu tausend Schmerzen,
Schnöder Lüste Gift im Herzen;
Diesen treibt des Zornes Wuth,
Gleich des Meeres wilder Fluth;
Diesen schlägt ein Weh der Glieder,
Oder Gram und Harm darnieder;
Der wird, weil ihm manches fehlt,
Stets von Furcht und Wunsch gequält.
Wessen Herz von allen Seiten
So viel Mächtige bestreiten,
Der wird nie vergnügt und still,
Weil er nicht darf, wie er will.

Also siehest du, in was für Koth sich die Laster herumwelzen, und wie herrlich hingegen die Frömmigkeit und Tugend glänzet? Folglich fehlet es den Frommen nie an Belohnungen, den Lasterhaften aber auch nie an Strafen. Denn dasjenige, um welches willen eine jede Sache unternommen und gethan wird, kann mit Recht für den Lohn der Sache selbst angesehen werden:

so, wie einer, der in den Schranken läuft, darum läufet, weil er eine Krone zur Belohnung zu erwarten hat. Wir haben aber gezeiget, daß die höchste Seligkeit eben dasjenige Gut sey, um dessentwillen alles unternommen und gethan wird: derowegen ist dieses Gut den menschlichen Handlungen, als eine allgemeine Belohnung, vorgelegt. Nun kann aber dieses Gut von den Frommen nicht getrennet werden; denn, der kann ferner nicht mit Recht gut genennet werden, dem das Gute mangelt: daher kann es den guten Sitten nie an Belohnungen fehlen. Die Boshaften mögen also so sehr toben, als sie wollen: so wird doch die Krone dem Weisen nicht von seinem Haupte fallen, noch verwelken. Denn der andern Bosheit kann tugendhafte Gemüther nie um ihre eigene Ehre bringen. Freuet sich aber jemand einer fremden Ehre, so kann ihm dieselbe entweder von einem andern, oder auch wohl von dem, der sie ihm gegeben, wieder genommen werden. Da aber die eigene Frömmigkeit eines jeden ihm seine Ehre bringet: so wird er diese Belohnung nicht mehr haben, so bald er aufhören wird, fromm zu seyn. Weil man endlich eine jede Belohnung deswegen begehret, weil sie für etwas Gutes gehalten wird: wer wollte denn den, der das Gute hat, für einen solchen halten, der ohne Belohnung wäre? Allein, was ist das für eine Belohnung? Es ist die allerschönste und grösseste. Denn erinnere dich nur der oben besondern Zugabe, und schlüsse also: Weil das Gute selbst die höchste Seligkeit ist, so ist offenbar,

daß alle Frommen eben darum, weil sie fromm sind, selig werden; welche aber selig sind, werden auch Götter: also ist dieß die Belohnung der Frommen, die ihnen keine Zeit rauben, keine Gewalt verringern, und keine Bosheit zunichte machen kann, daß sie Götter werden. Solchergestalt kann auch kein Kluger an der Strafe zweifeln, die von der Bosheit unzertrennlich ist. Denn, da Gutes und Böses, ingleichen Strafe und Belohnung, einander gerade entgegen stehen: so muß man das, was man in der Belohnung des Guten siehet, nothwendig auch in der Bestrafung des Bösen gewahr werden. Wie demnach den Frommen ihre eigene Frömmigkeit zu einer Belohnung wird: so wird auch den Gottlosen ihre eigene Bosheit zu einer Strafe. Wer aber Strafe leidet, der zweifelt nicht, daß er ein Ubel erdulde und tragen müsse. Wenn sich also diejenigen nur selbst beurtheilen wollten, die nicht nur die allergrößte Bosheit ergreiffen, sondern auch greulich beflecket und verderbet hat, würden sie wohl ohne Strafe zu seyn sich einbilden können? Lerne nur aus der Entgegenhaltung der Frommen, was für Strafen den Bösen nachfolgen. Du hast gelernet, daß alles, was ist, Eines sey, und daß dieß Eine das Gut selber sey: daraus folget, daß alles, was ist, dasselbe Gut zu seyn scheinet. Was also von dem Guten abweichet, das höret auch auf, zu seyn: daher hören die Bösen auf, das zu seyn, was sie vorher gewesen. Daß sie aber Menschen gewesen, beweiset selber noch ihre menschliche Leibesgestalt. So bald sie also bös geworden sind, so

bald

bald haben sie auch die menschliche Natur verlohren. Da nun die Frömmigkeit allein einen über die Menschen erheben kann: so muß auch die Bosheit diejenigen, welche sie aus der menschlichen Würde gesetzt, unter den Stand eines Menschen weit erniedrigen. Du kannst also den, der durch die Laster ganz umgekehrt worden ist, für keinen Menschen mehr halten. Brennet ein solcher vor Durst nach anderer Vermögen, und nimmt es ihnen mit Gewalt: so wirst du ihn einem Wolfe gleich achten. Ist einer frech, und kann seine Zunge vor Streit und Zank nicht in Ruhe lassen: so wirst du ihn einem Hunde vergleichen. Freuet sich einer, wenn er durch heimliche Nachstellungen dem andern etwas entzogen hat: so wird er dem Fuchse ähnlich seyn. Knirschet einer vor unmäsigem Zorne mit den Zähnen: so wirst du glauben, er habe das Gemüth eines Löwen. Siehest du einen, der aus Furcht fliehet, wo nichts zu fürchten ist: so gleichet er einem schüchternen Hasen. Ist einer faul, tumm und schläfrig: so lebt er, wie ein Esel. Ist einer in seinen Handlungen leichtsinnig und unbeständig: so gleichet er den Vögeln. Wälzet sich ein anderer in schändlichen und unreinen Lüsten herum: so vergnüget er sich mit den Säuen im Kothe. Solchergestalt höret derjenige auf, ein Mensch zu seyn, der von der Tugend weichet, und wird zu einer wilden Bestie, da er in den mit Gott ähnlichen Zustand nicht treten kann.

Als Ulysses nach dem Sturme noch auf jene Insul kam,
Wo der Sonne Tochter, Circe, ihn in ihre Wohnung nahm,
Wußte sie in ihren Trank, um die Fremden zu erfrischen,
Voller schmeichelhafter List, ihren Zaubergift zu mischen.
Jedem von den Ankömmlingen wurde durch der Kräuter Kraft
Eine ganz verschiedne Bildung und Gestalt des Leibs verschafft.
Der bekam ein Schweingesicht; dem wuchs, wie dem wilden Löwen,
Zahn und Klauen; diesem ward das Geheul des Wolfs gegeben,
Wenn er menschlich weinen wollte; und den, der dem Tyger glich,
Sah man, wie er um die Häuser mit ergrimmten Minen schlich.
Blieb nun gleich von diesem Unglück durch der Gottheit Gütigkeit,
Die Arkadien beherrschte, unser Held allein befreyt:
Hatte jeder Bootsknecht doch schon den Giftkelch ausgeleeret,
Und der Schweine Eichelkost, als ein herrlich Mahl, verzehret.
Alles sahe man verändert, da Gesicht und Sprache weicht;
Nur der Geist, der bey dem Unglück sich noch unverändert zeigt,

Seufzt

Seufzt bey der Verwandelung. O! ohnmächtigen Getränke,
Die ihr zwar den Leib verderbt, doch, daß nicht der Geist noch denke,
Ihm zu wehren, nicht vermöget! Denn des Menschen innre Kraft
Dämpfen keine äusern Dinge, noch ein starker Kräutersaft.
Aber, das ist tödtend Gift, der Verstand und Witz entziehet,
Wenn man gleich noch die Gestalt von dem äusern Menschen siehet.

B. Ich gestehe, man könne mit Recht sagen, daß die Lasterhaften, ob sie gleich eine menschliche Leibesgestalt behalten, dennoch, in Ansehung der Gemüther, den wilden Thieren gleich werden. Allein, möchte doch dergleichen grausamen und schändlichen Leuten nur nicht erlaubt seyn, ihre Wuth, zum Verderben rechtschaffener Menschen, auszuüben! Ph. Das ist ihnen auch nicht erlaubt, wie am gehörigen Orte gezeiget werden soll: wenn aber das, was ihnen erlaubt zu seyn scheinet, ganz und gar von ihnen genommen würde: so würde die Strafe der Boshaften um ein grosses Theil erleichtert. Denn die Gottlosen, ob es einem gleich fast unglaublich vorkommen möchte, müssen nothwendig unglücklicher seyn, wenn sie ihr Verlangen ausgeführet haben, als wenn sie solches nicht thun können. Denn, wenn es schon ein Elend ist, Böses ge-

wollt zu haben: so muß dasselbe noch grösser seyn, wenn man es ausgeführet hat, ohne welches der elende Wille unthätig bleiben müßte. Weil nun ein jedes sein eigenes Elend hat: so müssen die, welche du das Böse wollen, thun, und vollbringen siehest, nothwendigerweise von einem dreyfachen Unglücke gequälet werden. B. Ich gebe dir meinen Beyfall: aber ich wünschte herzlich, daß sie von diesem Unglücke frey seyn, und keine Möglichkeit mehr haben möchten, Böses zu thun. Ph. Es wird ihnen eher an dieser Möglichkeit fehlen, als vielleicht du und sie selbst meynen. Denn es bleibt in der so kurzen Frist des Lebens nichts so lange aussen, das vornehmlich ein unsterblicher Geist, als etwas gar zu weit hinausgesetztes, anzusehen hätte. Ihre weitläuftige Hoffnung, ihre stolzen Unternehmungen der Bosheiten, werden oft durch ein plötzliches und unvermuthetes Ende zerstöret; und dieß machet ihrem Elende einigermasen ein Ende. Denn, wenn die Bosheit elende Leute machet: so muß der nothwendig weit elender seyn, der lange Zeit ein Bösewicht ist; und ich würde sie für die Allerunglücklichsten halten, wenn nicht zum wenigsten der Tod ihrer Bosheit ein Ende machte. Denn, wenn wir von dem Unglücke der Bosheit recht geschlossen haben, so ist offenbar, daß das ein unendliches Elend seyn müsse, von dem man weis, daß es ewig ist. B. Dieses ist zwar eine seltsame Folge, die schwerlich zugegeben werden kann: Doch ich sehe wohl, daß sie mit dem, was vorher eingeräumet worden,

allzu-

allzugenau verbunden ist. Ph. Du urtheilest recht: Wenn aber jemand die Schlußfolge für allzustrenge und hart hält, der muß billig beweisen, daß entweder in den Fördersätzen etwas falsch gewesen, oder daß die Verbindung der Sätze das nicht beweise, was sie beweisen sollen. Hat aber einer die Fördersätze zugestanden: so kann er sich über die daraus gemachte Folgerung nicht beschweren. Es möchte dir sonst dasjenige, was ich noch zu sagen willens bin, eben so wunderlich vorkommen, ob es gleich aus dem, was schon zugestanden worden ist, eben so nothwendig folget. B. Was ist denn das? Ph. Daß nämlich die Boshaften, wenn sie Strafe leiden, glücklicher sind, als wenn sie zu gar keiner gerechten Strafe gezogen werden. Ich rede jetzt davon nicht, dessen sich ein jeder erinnern wird, daß die Sitten der Boshaften durch Strafe und Züchtigung gebessert, und, aus Furcht vor denselben, zurechte gebracht werden, andere auch ein Beyspiel daran nehmen können, strafbare Laster zu fliehen: sondern ich halte die ungestraften Gottlosen um eines andern Umstandes willen für unglücklicher, ohne dabey auf die Verbesserung der Sitten, oder einiges Beyspiel, zu sehen. B. Welches ist denn derselbe? Ph. Haben wir nicht zugegeben, daß die Frommen glücklich, die Bösen aber unglücklich und elend, sind? B. Ja. Ph. Wenn nun zu des einen Elende etwas Gutes kömmt, ist denn der nicht glücklicher, als ein solcher, dessen Elend blos und allein bleibet, ohne Vermischung mit etwas Guten? B. Ja, es scheinet so. Ph. Wie,

wenn eben der elende Mensch, der sich alles Guten beraubt siehet, noch ausserdem, dadurch er schon elend ist, noch ein anderes Unglück an sich hat, ist denn derselbe nicht für weit unglücklicher zu achten, als der, dessen Unglück durch Theilnehmung an etwas Guten erleichtert wird? B. Warum das nicht? Ph. Also erhalten die Gottlosen, indem sie gestrafet werden, zugleich etwas Gutes, nämlich die Strafe selbst, die in Ansehung der Gerechtigkeit gerecht ist: bleiben sie aber ungestraft, so drücket sie ein noch grösseres Unglück, nämlich die Freyheit von der Strafe, von der du bekennest, daß sie nach dem Verdienste der Bosheit ein Unglück sey. B. Das kann ich nicht leugnen. Ph. Also sind böse Menschen, die ungerechterweise ungestraft bleiben, unglücklicher, als solche, welche ihre verdiente Strafe leiden. Nun ist offenbar, daß es recht sey, wenn die Bösen gestraft werden, und hingegen unrecht, wenn sie ungestraft dahin gehen? B. Wer wollte dieß leugnen? Ph. Es wird aber auch niemand leugnen, daß alles gut sey, was recht ist; und hingegen bös, was unrecht ist? B. Das folget alles aus dem, was vorher schon richtig bewiesen und ausgemacht ist. Allein, sage mir doch, glaubest du denn keine Strafen für die Seelen nach dem Tode des Leibes? Ph. Ja wohl glaube ich solche; und zwar recht grosse Strafen, deren einige, wie ich dafür halte, in einer höchstschmerzlichen Pein, andere aber in einer gelinden Reini-

gung,

gung, bestehen. (*) Allein, davon wollen wir jetzt nicht reden. Unsere Absicht ist bishero gewesen, daß du lernen solltest, wie die Gewalt der Gott- losen, welche dir höchstunbillig vorkam, im Grun- de gar keine Gewalt sey; wie die, über deren ungestrafte Freyheit zu sündigen du dich beklag- test, ohne Bestrafung ihrer Bosheiten nicht blei- ben; wie diese Freyheit, um deren schnelles Ende du batest, nicht lange dauere; je länger sie aber dauere, destounglücklicher sey dieselbe; und am allerunglücklichsten, wenn sie ewig wä- re; hiernächst, daß diejenigen Boshaften, wel- che ungerechterweise ungestraft geblieben, weit elender sind, als die mit einer gerechten Stra- fe belegt werden. Daraus folgt, daß sie als- dann destohärtere Strafen werden ausstehen müssen, wenn sie für Ungestrafte gehalten wer- den. B. Nach genauer Betrachtung deiner Gründe, halte ich dafür, daß nichts gewisser ge- sagt werden könne. Wenn ich aber meine Ge- danken

---

(*) Wer siehet nicht, daß die damals aufgekommene Meynung von dem Fegefeuer durch diese Reini- gung verstanden werde? davon schon Augusti- nus in Enchiridio ad *Laurentium* redet. Plato statuirte animarum praeexistentiam. Sie wären hernach zur Strafe mit dem Körper verbunden; wenn sie per uirtutes purgatorias genug gereini- get wären, würden sie wieder in das Wesen Got- tes aufgenommen, davon sie ein Theil wären. Wenigstens haben die jüngern Platoniker diesen Ausfluß der Seele aus Gott mit den Stoikern gemein gehabt.

danken auf die Urtheile der Menschen richte, wem würde solches nicht allein unglaublich, sondern auch zu hören seltsam vorkommen? Ph. Es ist andem. Denn sie können ihre Augen, die der Finsterniß gewohnt sind, nicht zu dem Lichte der deutlichsten Wahrheit erheben, und sind denjenigen Vögeln gleich, die nur bey Nacht, aber nicht am hellen Tage, sehen können: weil sie nicht auf die Ordnung der Dinge, sondern auf ihre Leidenschaften, Acht haben, und daher entweder die Freyheit, oder ihre unbestraften Laster, für eine Glückseligkeit halten. Aber erwäge nur, was das ewige Gesetz gebeut: Wenn du dein Gemüth nach dem, was recht und gut ist, gebildet haben wirst, so brauchst du keinen Richter, der dir Belohnungen ertheilt; du hast dir selbst das Beste schon erwählet. Hast du aber deine Bemühungen auf böse Dinge gewendet, so suche ausser dir keinen Rächer; du hast dich selber gestrafet. Eben, als wenn du deine Augen bald auf die unreine Erde, bald aber, ohn einiges Hinderniß der äusern Dinge, auf den Himmel richtest: so wirst du, nach der verschiedenen Richtung des Gesichts, bald im Schlamme und Koth zu stecken, bald unter die Sterne versetzt zu seyn, glauben. Aber, das bedenket der unwissende Pöbel nicht. Was ist darbey zu thun? Sollen wir es denn mit denen halten, die, nach unserm Beweise, den unvernünftigen Thieren gleich sind? Wie? wenn einer sein Gesicht verlohren, ja so gar vergessen hätte, daß er ehemals habe sehen können, und nun dächte, es fehlete ihm

keine

keine menschliche Vollkommenheit, würden wir wohl die, welche alles sehen könnten, deswegen für blind halten? Denn so werden sie uns nicht einmal zugestehen, was doch auf eben so festen Beweisen beruhet, daß nämlich diejenigen unglücklicher sind, die andern Unrecht thun, als die, welche Unrecht leiden. B. Ich möchte auch hiervon die Beweisgründe gerne hören. Ph. Hältest du denn einen jeden Boshaften für bestrafenswürdig? B. Nein. Ph. Es ist aber sattsam bekannt, daß die Boshaften unglückliche Menschen sind? B. Ja. Ph. Also glaubest du auch, daß die Bestrafenswürdigen elend und unglücklich sind? B. Ja, das glaube ich. Ph. Wenn du nun einen Richter abgeben solltest, wem würdest du wohl eine Strafe zuerkennen, dem, der Unrecht gethan, oder, der es erlitten hätte? B. Ich würde ohnstreitig dem Beleidigten durch Bestrafung des Beleidigers Recht wiederfahren lassen. Ph. Also würdest du den, welcher Unrecht gethan, für elender halten, als den, welcher solches hätte leiden müssen. B. Allerdings. Ph. Aus diesen und noch andern Ursachen, die sich eben darauf gründen, daß nämlich die Schande an und für sich selbst elende Leute machet, erhellet, daß das Unrecht dem, der es erdultet, kein Elend sey, sondern vielmehr dem, der es begehet. Hier thun aber die Sachwalter vor Gerichte gerade das Gegentheil. Denn sie suchen bey den Richtern ein Mitleiden gegen die zu erwecken, welche etwas hartes und ungerechtes erlitten haben; da

man doch vielmehr gegen die, welche das Unrecht gethan, mitleidig seyn sollte; und diese sollten nicht von erzürnten, sondern gütigen und mitleidigen Anklägern vor das Gericht, wie Kranke zu dem Arzt, geführet werden, daß sie die Krankheiten ihrer Schuld durch Strafe abthun möchten. Solchergestalt würde die Bemühung der Sachwalter entweder ganz und gar unnöthig seyn; oder, wo sie ja den Leuten dienen wollten: so würden sie aus ihrer Vertheidigung eine Anklage machen müssen. Ja, die Gottlosen selbst, wenn ihnen erlaubt wäre, von der verachteten und verlaßnen Tugend nur einigen Schein zu erblicken, und, wenn sie zusehen wollten, wie sie die Häßlichkeit der Laster durch peinliche Strafe ablegen möchten, würden dieses für keine Strafe halten, da die dadurch zu erlangende Besserung und Frömmigkeit solches wieder ersetzet; sie würden nichts nach dem Fürspruch der Advocaten fragen, sondern sich den Klägern und Richtern gänzlich überlassen. Daher kömmt es, daß der Haß in der Seele eines Weisen gar keinen Platz findet. Denn wer wird wohl rechtschaffene Leute hassen, es wäre denn der allergrößte Thor? Den Bösen aber feind seyn, ist der Vernunft zuwider. Denn, wie die Mattigkeit eine Krankheit des Leibes ist: so ist auch die Untugend eine Schwäche und Krankheit des Gemüths. Da nun leiblich Kranke nicht unsern Haß, sondern vielmehr unser Mitleiden verdienen: um soviel weniger hat man Ursache, diejenigen mit Haß zu verfolgen, deren Gemüther von der Bosheit ärger, als durch alle

Krank-

Krankheiten gequälet werden; man muß vielmehr Erbarmen mit ihnen haben.

Was hilft es euch, nur Haß und Feindschaft zu erregen?
Was lauft ihr der Gefahr des Unglücks blind entgegen?
Verlanget ihr den Tod? er kömmt ohn euer Bitten,
Und eilet auf euch zu mit ungesäumten Schritten.
Die leicht des Tygers Raub, des Bärs, des Löwen, werden,
Verfolgen sich mit Schwerd und Grausamkeit auf Erden.
Hat ihre Wuth nicht oft den Unterschied der Sitten
Durch ungerechten Krieg und Tyranney bestritten?
Der Spruch, wie man verdient, muß man auch wieder lohnen,
Reizt nie zur Grausamkeit, wohl aber zum Verschonen.
Soll man Gerechtigkeit aus deinen Thaten lesen,
So bleib den Frommen hold, hab Mitleid mit den Bösen.

B. Ich sehe nun wohl, was für Glückseligkeit den Frommen, und welches Unglück hingegen den Gottlosen, zur Belohnung für ihre Thaten bestimmt ist. Ich halte aber doch dafür, es finde sich auch in dem noch so gemeinen und geringen Glücke etwas Gutes, oder Böses. Denn es will doch kein weiser Mann lieber aus

dem Vaterlande vertrieben, arm und beschimpft, als reich, geehrt, mächtig, und in seiner Vaterstadt beliebt und angesehen seyn. Denn die Weisheit beweiset ihren Dienst viel deutlicher und sicherer, wenn sich die Glückseligkeit der Regenten auch einigermaasen auf das zu gleicher Zeit lebende Volk verbreitet; zumal, da Gefängniß, Bande und andere Martern der gesetzlichen Bestrafungen vornehmlich für schädliche Bürger gehören, um derentwillen sie auch verordnet sind. Warum also die Sache so umgekehrt ist, und die Strafen des Lasters den Tugendhaften betreffen; warum die Boshaften die Belohnungen der Tugend an sich reissen: das ist es, was mich in die größte Verwunderung setzet; und ich möchte gerne wissen, was doch die Ursache einer so ungerechten Verwirrung seyn müsse. Ich würde mich nicht so sehr wundern, wenn ich glaubte, daß solches so von ohngefehr geschähe: aber, da Gott alle Dinge regieret, so erstaune ich darüber, daß er zwar den Frommen öfters Gutes, und den Bösen Unglück, hingegen auch den Frommen viel Widerwärtiges, und den Gottlosen, was sie wünschen, ertheilet. Wenn hiervon kein Grund anzugeben ist, was sollte dieß wohl von ohngefehr sich ereignenden Zufällen unterschieden seyn? Ph. Es ist kein Wunder, wenn man, ohne Einsicht in die Ordnung der Dinge, etwas für von ohngefehr geschehenes, oder verwirrtes, hält. Ob du aber gleich die Ursache einer so herrlichen Einrichtung nicht weisest: so kannst du doch sicher glauben, weil ein gütiger

ger Beherrscher die ganze Welt regieret, es gehe alles recht und wohl zu.

Wenn einer nicht des Himmels Ordnung kennt,
Was um des Nordpols Höhen
Sich wohl für Sterne drehen;
Warum Bootes seinen Wagen
So langsam fort läßt tragen,
Und doch, so spät er sich bewegt,
Den Lauf geschwind zurückelegt,
Ists Wunder, daß er dieß seltsame Dinge nennt?
Wenn jetzt der dunkle Erdenball
Sich zwischen Sonn und Monden stellet,
Daß sich ihr Strahl, der ihn erhellet,
Nicht auf sein voll Gesicht erstrecket,
Und ihn, gleich einer Nacht, mit Finsterniß bedecket,
Hingegen überall
Das Heer der Sterne funkelt,
Die erst sein helles Licht verdunkelt:
So bringt ein allgemeiner Wahn den Heiden Schrecken bey;
Und daß ein klingend Erz ein kräftig Mittel sey,
Dem Mond im Streite beyzustehn,
(Den sie nur in Gedanken sehn,)
So machen sie damit ein lärmendes Getön.
Doch, wenn jetzt starke Winde blasen,
Die Wellen in den Ufern rasen;

Wenn durch der Sonne Brand von Eis bedeckte Saaten
Sich ihrer schweren Last entladen:
Da zeigt kein Mensch Verwunderung;
Denn jedem ist der Grund hiervon bekannt genung.
Weil aber dort der Unverstand
Ein Wunder seiner Zeiten fand,
So mußte der Erfolg von unbekannten Dingen
Dem schwachen Pöbel Angst und schnelles Schrecken bringen.
Laß aber nur vorher des Irrthums Dunst verschwinden,
Du wirst nicht überall so seltne Dinge finden.

B. Du hast ganz recht. Allein, da es dir zukömmt, die Ursachen solcher verborgenen Dinge einzusehen, und die unbekannten Gründe derselben zu entdecken: so bitte ich, du wollest solches thun, und mir von dem Wunder, das mich in solche Unruhe setzet, rechten Unterricht ertheilen. Ph. Du forderst mich zu etwas auf, das freylich, vor allen andern untersucht zu werden, verdienet, darinnen dir aber kaum Genüge wird geschehen können. Denn es ist eine solche Materie, daß, wenn ein Zweifel aufgelöset ist, unzählig andere aufs neue entstehen, wie der Köpfe an der Schlange Hydra nur mehr wurden; und es wird deren kein Ende seyn, wenn man ihnen nicht durch die größte Schärfe des Verstandes Grenzen setzet. Denn hier kommen die Fragen vor, von

von der höchsten Vorsehung Gottes, von der Schickungsordnung, von den unvermutheten Zufällen, von der göttlichen Erkenntniß und Vorherbestimmung, von dem freyen Willen; und du weist selber, was dieses für wichtige Wahrheiten sind. Jedoch, weil ihre Erkenntniß auch zu deiner Besserung etwas beyträgt: so wollen wir, soviel die kurze Zeit zulassen wird, in Untersuchung derselben einen Versuch thun. Wenn dich aber ein Gedicht mehr vergnüget, so mußt du dir diese Lust eine zeitlang vergehen lassen, bis ich dir die Gründe davon nach ihrer Ordnung werde vorgetragen haben. B. Ich laß es mir gefallen. Ph. Die Entstehung aller Dinge, die ganze Fortdauer der veränderlichen Wesen und Naturen, und was nur auf einige Art und Weise bewegt wird, hat seinen Ursprung, Ordnung, und Gestalt, von dem unveränderlichen Verstande Gottes. Dieses höchsteinfache und selbständige Wesen bestimmt die mannichfaltige Art und Weise, wie alles gehen und geschehen soll. Diese Einrichtung, wenn sie nach dem reinen Verstande Gottes betrachtet wird, heist die göttliche Vorsehung: siehet man aber auf das, was beweget und eingerichtet wird, so wird es von den Alten die Schickung (Fatum) genennet. Daß dieß verschiedene Dinge sind, wird leicht zu erkennen seyn, wenn man nur die eigentliche Natur und Beschaffenheit eines jeden genau erwäget. Die Vorsehung ist selbst der göttliche Bestimmungsgrund, in dem Urheber aller Dinge, welcher alles ordnet: die Schickung aber ist die bey den veränderlichen

Dingen sich befindende Einrichtung, durch welche die Vorsehung alles in seiner Ordnung verbindet. Die Vorsehung fasset alle Dinge zugleich in sich, ob sie gleich verschieden, ob sie gleich unendlich sind: die Schickung aber bringet ein jedes in Bewegung, und theilet es nach Orten, Gestalten, und Zeiten, ein, daß also der Erfolg dieser Zeitordnung, der in Gott auf einmal und zugleich da ist, die Vorsehung heist: wenn aber diese Gegenwart der Dinge auseinander gesetzt, und in Zeiten eingetheilet wird, so wird solches die Schickung genennet. Ob dieses nun gleich verschiedene Dinge sind, so folget doch eines aus dem andern. Denn die Schickungsordnung hat ihren Grund in der höchsten Vorsehung. Gleichwie ein Künstler sich erst von einem vorhabenden Werke in seinem Verstande einen Entwurf und Abriß machet, ehe er es würklich unternimmt, und alsdann in der Ordnung der Zeit ausführet, was er sich vorhero nur blos im Verstande vorgestellet hatte: so bestimmt Gott nach seiner Vorsehung zwar ein jedes insbesondere und gewiß, was geschehen soll: durch die Schickung aber führet er eben das, was er bestimmet und beschlossen, auf mancherley Weise, und in verschiedenen Zeiten, aus. Es mag nun diese Schickung, entweder durch göttliche Geister, die der Vorsehung dienen, oder durch irgend eine Seele, oder durch Hülfe der ganzen Natur, oder durch die Bewegung der Gestirne, oder durch eine englische Kraft, oder durch den mannichfaltigen Dienst der Geister, oder nur durch einige von denselben, oder alle zugleich, beför-

befördert werden: so bleibt doch gewiß, daß die unbewegliche und höchsteinfache Art und Weise, wornach alles erfolget, die Vorsehung Gottes ist; die Schickung aber ist die bewegliche Verbindung, und in der Zeit aufeinander folgende Ordnung, desjenigen, was der göttliche Verstand so eingerichtet hat, daß es geschehen soll. Was daher der Schickung unterworfen ist, das ist auch der Vorsehung unterworfen; der auch die Schickung selbst unterworfen ist. Einige Dinge aber, die unter der Vorsehung stehen, übersteigen die Schickungsordnung. Allein, es sind solche Sachen, welche der ersten Gottheit ganz nahe und so fest gegründet sind, daß sie über die Ordnung der beweglichen Schickung gehen. Denn, gleichwie unter den Cirkeln, oder Kreisen, die sich alle um einen Angel, oder Axe, drehen, der innerste dem Mittelpunkte am nähesten kömmt, um den sich die ausser ihm befindlichen Kreise, gleichsam als um einen Angel, bewegen: der äuserste aber einen desto grössern Raum in sich fasset, je weiter er von dem Mittelpunkte abstehet; wenn sich aber mit diesem Mittelpunkte etwas genau vereiniget, so wird es in denselben selbst aufgenommen, und höret auf, sich ausser demselben zu bewegen, und herumzudrehen: So wird auch dasjenige, was von dem ersten und höchsten Verstande weiter abweichet, in destogrössere Verbindungen der Schickung verwickelt; hingegen ist es dieser Schickung weniger unterworfen, je mehr es sich dem Mittelpunkte, oder Urheber aller Dinge, nähert. Wenn es sich nun an den unbeweglichen höchsten Verstand

hält, so leidet es keine Bewegung, und übersteiget die Nothwendigkeit der Schickung. Wie sich nun eine Schlußfolge gegen den Verstand verhält; das, was entstehet, gegen das, was schon ist; die Zeit gegen die Ewigkeit; der Cirkel gegen den Mittelpunkt: so verhält sich auch die Ordnung der veränderlichen Schickung gegen die höchsteinfache göttliche Vorsehung. Jene Ordnung bewegt den Himmel und die Gestirne, mäsiget die Elemente gegeneinander, und verwandelt durch beyderseitige Veränderung eines in das andere; sie erneuert alles, was entstehet und untergehet, durch Fortpflanzung ähnlicher Arten und Saamen; ja sie verbindet auch die Handlungen und Zufälle der Menschen durch ein unauflösliches Band der Ursachen, welche, da sie von der unwandelbaren Vorsehung Gottes herrühren, nothwendig auch selber unveränderlich seyn müssen. Denn, so werden die Dinge am besten regieret, wenn die beständige und höchsteinfache Vorstellung der Dinge, in dem göttlichen Verstande, eine unbewegliche Ordnung der Ursachen hervorbringet; diese Ordnung aber die veränderlichen Dinge, und die sonst blindlings, so zu reden, vorfallen würden, durch ihre eigene Unveränderlichkeit einschränket. Obgleich daher euch, die ihr diese Ordnung gar nicht einsehen könnet, alles unordentlich und verwirrt scheinet: so lenket und regieret sie doch, auf gewisse Art, alles zum Guten. Denn auch so gar die Gottlosen thun nichts aus einem bösen Endzwecke, wenn sie, wie gnugsam bewiesen worden ist, ein schädlicher Irrthum in der

Be-

Bemühung nach dem Guten verleitet: geschweige denn, daß diejenige Ordnung, welche von dem Inbegriffe des höchsten Guts herrühret, jemanden von seiner Bestimmung abhalten sollte. Aber du wirst sagen: welche Unordnung kann grösser seyn, als diese, daß den Frommen, sowohl Unglück, als Glück, und den Bösen, sowohl Angenehmes, als Widriges, begegnet? Allein, ist denn die Einsicht der Menschen so untrüglich, daß die, welche sie entweder für fromm oder bös halten, solches auch in der That seyn müssen? Die Urtheile der Menschen widersprechen ja hierinnen einander selber, so, daß die, welche andere für belohnungswürdig achten, von andern für bestrafenswerth gehalten werden. Gesetzt auch, es könnte einer die Frommen von den Bösen genau unterscheiden: wird er denn auch den innern vermischten Zustand, wie man sonst von Körpern zu sagen pflegt, oder die eigentliche wahre Beschaffenheit und Einrichtung der Gemüther, durchschauen können? Denn dem Unwissenden dünket beydes ein Wunder zu seyn, warum diesem gesunden Leibe das Süsse, jenem aber das Bittere, dienlich ist; warum einigen Kranken durch gelinde, andern aber durch scharfe, Mittel geholfen werden muß. Darüber wird sich aber ein Arzeneyverständiger, der, sowohl die Natur der Gesundheit, als Krankheit, kennet, gar nicht verwundern. Was scheinet aber zur Gesundheit der Gemüther dienlicher zu seyn, als die Frömmigkeit? und was ziehet denselben sonst Krankheit zu, als die Laster? wer kann aber auch das Gute mächtiger erhalten, und das Böse kräfti-

ger abwenden, als Gott, der Regierer und Beherrscher der Gemüther? der gleichsam auf der höchsten Warte seiner Vorsehung alles übersiehet, was einem jeden besonders nützlich ist, und giebet, was er, als gut, erkennet. Daher entstehet eben das grosse Wunder der Schickungsordnung, das von einem allwissenden Wesen verrichtet wird, das aber die Unwissenden in Erstaunen setzt. Denn, daß ich nur etwas weniges von den Kräften der menschlichen Vernunft gegen die Tiefen der göttlichen Erkenntniß sage, so urtheilet die allwissende Vorsehung von dem ganz anders, welchen du für den gerechtesten und billigsten Mann halten würdest; und unser geliebter Lukanus hat angemerket, daß die siegreichen Waffen (des Cäsars) den Göttern, die überwundene Sache aber (des Pompejus) dem Cato, gefallen habe. Was dir also, wider alles Vermuthen, zu geschehen dünken möchte; darinnen findet sich eine weise Ordnung: aber, deiner Meynung nach, lauter Verwirrung und Unordnung. Allein, wenn einer auch so wohl gesittet wäre, daß Gottes und der Menschen Urtheil von ihm übereinstimmeten: so ist er doch wohl schwach an den Kräften des Gemüths. Wiederfähret ihm etwas Widriges: so wird er vielleicht aufhören, die Unschuld zu verehren, weil er durch sie sein Glück nicht hat erreichen können. Also schonet die weise Vorsehung desjenigen, den das Unglück verschlimmern könnte, daß er nicht leiden darf, weil er sich nicht darein schicken möchte. Ein anderer ist in allen Tugenden vollkommen, heilig und Gott am nähesten; da lässet die Vorsehung

nicht

nicht zu, daß ein solcher von einem jeden Unglücke betroffen werde; ja sie lässet ihn gar nicht einmal in eine Krankheit des Leibes fallen. Denn es hat ein weit berühmterer Mann, als ich bin, gesagt: Den Leib eines heiligen Mannes erbauen die Tugenden. Es geschiehet aber oft, daß das Regiment den Frommen anvertrauet wird, damit der ausschweifenden Bosheit Einhalt gethan werde. Andern giebt sie, nach Beschaffenheit der Gemüther, etwas vermischtes; einigen thut sie wehe, daß sie bey langwierigem Glücke nicht übermüthig werden; andere belegt sie mit harten Schicksalen, daß sie in ihren Tugenden durch Uebung der Gedult ermuntert und befestiget werden sollen; einige fürchten sich mehr, als billig ist, vor dem, was sie doch ertragen können; andere hingegen sehen das für gar zu verächtlich an, was sie doch nicht zu ertragen vermögend sind; diese bringet sie durch traurige Zufälle zur Selbsterkenntniß; etliche haben sich durch einen ruhmvollen Tod bey der Welt einen grossen Namen erkauft; einige, die in Martern und Pein unüberwindlich gewesen, haben andern ein Beyspiel gegeben, daß die Tugend von der Bosheit nicht besiegt werden könne. Und daß dieses alles weislich und ordentlich, ja denen, so es begegnet, zum Besten wiederfahre, ist ausser allen Zweifel. Denn auch das, was den Gottlosen bald unangenehm, bald erwünscht wiederfähret, rühret aus eben diesen Ursachen her. Und zwar, was die unangenehmen Schicksale derselben betrifft, so wundert sich niemand darüber, weil jedermann glaubt, daß sie es verdie-

net haben; durch deren Strafen sowohl andere von Lastern abgeschreckt, als auch sie selbst, welche solche treffen, gebessert werden. Was aber ihre frölichen Umstände anlanget, so geben dieselben den Frommen einen starken Beweis, was sie von einer solchen Glückseligkeit zu halten haben, die oft den Bösen Dienste leistet. Hierbey glaube ich auch, daß solches darum geschehe, weil vielleicht einer von so wilder und unbändiger Natur ist, daß ihn die Armuth vielmehr zu Lastern verleiten könnte: so hat ihm die Vorsehung Geld und Gut, als ein Mittel wider diese Krankheit, gegeben. Wenn ein solcher sein mit Schandthaten beflecktes Gewissen betrachtet, und seine Glücksumstände damit vergleichet: so stehet er vielleicht in Furcht, er möchte das, was er frölich geniesset, mit Trauren wieder verliehren. Er wird also seine Lebensart ändern, und, aus Furcht, seines Glücks verlustig zu werden, von der Bosheit ablassen. Andere hat ihre auf unrechtmäsige Weise vermehrte Glückseligkeit in ein wohlverdientes Elend gestürzet; noch andere haben das Recht zu strafen erlanget, daß es den Frommen eine Gelegenheit zur Uebung, den Bösen aber zur Strafe, werden möchte. Denn, wie Fromme und Böse keine Gemeinschaft miteinander haben: so können auch die Gottlosen selbst sich miteinander nicht vergleichen. Und warum nicht? weil bey gewissennagenden Lastern alle unter sich selbst uneins sind, und oft dasjenige thun, welches sie hernach, nicht gethan zu haben, wünschen. Worbey jene höchste Vorsehung oft ein herrliches Wunder

hat blicken lassen, daß Böse eben durch Böse fromm gemacht worden sind. Denn da einige gemeynet, als erduldeten sie grosses Unrecht von den Bösen: so sind sie aus Haß gegen ihre Beleidiger bewegt worden, sich zur Tugend zu wenden, indem sie sich beflissen, denen, die sie hasseten, ganz ungleich zu seyn. Denn der göttlichen Gewalt allein kann das Böse zu etwas Guten werden, weil sie solches recht anzuwenden, und zu einem guten Endzwecke zu bringen weis. Denn es herrschet überall eine gewisse Ordnung, so, daß, wenn auch etwas von der vorgeschriebenen Ordnung abweichet, dasselbe doch wieder in eine andere Ordnung tritt, damit in dem Reiche der Vorsehung nichts von ohngefehr geschehe. Es ist aber zu schwer für mich, mit Worten auszudrücken, wie Gott alles regiere, und nach seiner Weisheit einrichte. Es kömt auch dem Menschen nicht zu, alle Anstalten und Werke Gottes mit seinem Verstande zu begreifen, oder durch Worte zu erklären. Es ist genung, wenn man weis, daß Gott, als der Urheber aller Dinge, auch alles zum Guten einrichte und lenke; und da er das, was er erschaffen hat, in der Aehnlichkeit mit sich zu erhalten suchet: so treibet er alles Böse durch die Ordnung der nothwendigen Schickung aus den Grenzen seiner Herrschaft. Was man daher auf Erden für überflüßig hält, das ist, wenn man auf die anordnende Vorsehung siehet, keinesweges etwas Böses. Allein, ich sehe, daß du sowohl durch die Schwierigkeit der abgehandelten Frage, als durch die weitläuftigen Beweisgründe, schon längst ermüdet worden bist, und

auf

auf ein Gedicht wartest; Vernimm daher solches, damit du dich wieder erholest, und zum Verständnisse des folgenden destogeschickter und aufmerksamer seyn mögest:

Willst du des höchsten Gottes Rechte
Mit lernbegiergem Geiste sehn,
So sieh nur auf den hohen Himmel,
Da hält das ungezählte Heer
Der Sterne die bestimmte Ordnung
Stets in der schönsten Harmonie.
Es hemmt der Sonne Feuerwagen
Niemals des kalten Monden Lauf;
Nie hat der Bär im hohen Norden
Sich in die tiefe See versenkt,
Wenn er das übrige Gestirne
Sich in das Meer verkriechen sieht.
Der Abend bringet stets die Schatten
Der Nacht zu der bestimmten Zeit.
Und das vergnügte Licht des Tages
Kömmt mit dem hellen Morgenstern.
So unterhält das Band der Eintracht
Ohn Aenderung der Dinge Lauf:
So findet in gestirnten Höhen
Die tolle Zwietracht keinen Platz.
Es herrscht selbst in den Elementen
Die allergrößte Einigkeit.
Das Nasse weichet oft dem Trocknen;
Das Feuer mischt sich mit dem Eis

Und

Und steiget in die leichten Lüfte;
Das Schwere senkt sich niederwerts.
So wehet auch der lauhe Frühling
Uns den Geruch der Blumen zu;
Der Sommer reift die vollen Aehren;
Der Herbst schenkt uns die süsse Last
Der Bäume; und der nasse Winter
Bedeckt die Erd mit Reif und Schnee.
Durch diese Mischung wird erhalten,
Was sich nur auf dem Weltkreis regt;
Schnell muß auch wiederum vergehen,
Was ihre Macht darnieder reißt.
Indessen sitzt der höchste Schöpfer
Auf seinem ewigfesten Thron,
Und herrschet über alle Wesen,
Der selbst ihr Quell und Ursprung ist.
Was seinen Lauf verläßt und ändert,
Hält er mit starker Hand zurück.
Bestimmte er nicht Maas und Grenzen
Dem, was von seiner Vorschrift weicht,
So müßte, was anjetzt bestehet,
Schnell in sein erstes Nichts vergehn.
Durch diese allgemeine Liebe,
Die stets den Zweck des Guten sucht,
Wird jede Kreatur erhalten,
Weil sie sonst nicht bestehen kann,
Wenn sie sich nicht durch Gegenliebe
Zu ihrer ersten Ursach naht.

Siehest

Siehest du nun, was aus dem allen, das wir gesagt haben, folget? B. Was denn? Ph. Daß ein jedes Schicksal gut ist. B. Wie gehet das an? Ph. Höre nur: Da ein jedes Schicksal, es sey ein angenehmes, oder widriges, sowohl den Frommen zur Ermunterung und Belohnung, als den Bösen zur Strafe und Besserung, zugeschickt wird: so muß beydes etwas Gutes seyn; weil es entweder gerecht oder nützlich ist. B. Die Ursache ist allzuwahr; und, wenn ich sie nach der Vorsehung und Schickung, wie du mich vorhero davon belehret hast, beurtheile: so ist deine Meynung gegründet. Aber, wenn es dir gefällt, so wollen wir sie zu denjenigen rechnen, von welchen du kurz vorher gesagt hast, daß sie von wenigen behauptet und vermuthet würden. Ph. Warum? B. Weil die Leute gemeiniglich, und zwar oft, zu sagen gewohnt sind: es gehe einigen Menschen sehr unglücklich. Ph. So verlangest du, daß wir uns nach den Reden des gemeinen Mannes in etwas richten, damit es nicht scheine, als wichen wir ganz von dem menschlichen Gebrauche ab? B. Wie es dir gefällig ist. Ph. Hältest du denn das nicht für gut, was nützlich ist? B. Ja freylich ist das etwas Gutes. Ph. Ists aber nicht andem, welches Schicksal einen zu mehrerm Fleis ermuntert, oder bessert, das ist nützlich? B. Das ist wahr. Ph. Also ists ein gutes Schicksal? B. Warum nicht? Ph. Dieß haben aber diejenigen, welche entweder schon in der Tugend befestiget sind, und gegen die Widerwärtigkeiten streiten; oder, die sich von den Lastern abwenden,

und dem Wege der Tugend folgen? B. Ich kann das nicht in Abrede seyn. Ph. Hält denn aber der gemeine Mann glückliche Umstände, die den Frommen zur Belohnung gegeben werden, etwan für ein böses Schicksal? B. Keinesweges; sondern er hält sie für etwas sehr Gutes, wie sie es auch wahrhaftig sind. Ph. Wie aber, wenn die Umstände hart und unangenehm sind, mit welchen die Bösen, als mit einer gebührenden Strafe, gezüchtiget werden, hält denn der Pöbel solches für ein gutes Schicksal? B. O nein, unter allen, was nur zu erdenken ist, hält er das für das allerelendeste. Ph. Siehe also wohl zu, daß wir nicht, wenn wir der Meynung des Pöbels folgen, etwas ganz unvermeyntes herausbringen. B. Was denn? Ph. Aus dem, was wir schon zugegeben haben, folget, daß ein jedes Schicksal derer, welche entweder schon in dem Besitze der Tugend sind, oder in derselben noch zunehmen, oder sie doch angenommen haben, es sey auch, was es für eines wolle, gut, dererjenigen aber, die in der Bosheit fortfahren und bleiben, höchstböse und schlimm sey. B. Das ist wahr, obgleich niemand, es zu gestehen, sich getrauet. Ph. Daher darf es ein weiser Mann sich nicht verdrüssen lassen, so oft er mit dem Schicksale einen Streit wagen muß: wie es sich für einen Helden nicht schicket, ungehalten zu werden, wenn ein Aufbruch zum Treffen geschiehet. Denn beyden wird diese Beschwerlichkeit nützlich. Dieser bekömmt Gelegenheit, seinen Ruhm zu vergrössern; jener aber, sich in der Weisheit zu befestigen. Daher auch

die Tugend (Virtus) soviel, als Kraft und Stärke, heist, weil sie sich auf ihre Kräfte verlässet, und von keinem Unglücke überwunden wird. Denn auch ihr, die ihr es in der Tugend schon weit gebracht habt, seyd deswegen nicht da, daß ihr in Ergetzlichkeiten zerflissen, und durch Vergnügungen und Wollust schwach werden sollet: sondern, daß ihr mit einem jeden Schicksal euch in einen harten Streit einlasset, damit ihr nicht, entweder im Unglücke unterdrückt, oder im Glücke verderbt, werdet. Drum behauptet mit standhaften Kräften die Mittelstrase. Was aber darunter oder darüber ist, das hat und bringet Verachtung der Glückseligkeit, und hat keine Belohnung der Mühe zu erwarten. Denn es stehet in eurer Macht, in was für einen Zustand ihr euch setzen wollet. Denn alles, was hart scheinet, ermuntert entweder, oder bessert, oder strafet.

Zehn kriegerische Jahre hat Agamemnon, Atreus Sohn,
In Krieg und Waffen zugebracht,
Eh er des Bruders Hohn,
Als Sieger über jene Macht
Der Phrygier, mit Nachdruck rächte,
Daß er die ihm durch Paris List geraubte Hälfte wiederbrächte;
Und daß ein guter Wind in seine Seegel blies,
Als er desselben Macht die Flotte überlies,
Vergas er, daß er Vater war.
Er lies den traurigen Altar

Vor-

Vorhero durch des Priesters Hand mit seiner Tochter Blute färben,
Um sich dadurch der Winde Gunst zu seiner Schiffahrt zu erwerben.
Wie gieng nicht der Verlust der treuesten Gefehrden
Dem tapfern Held aus Ithaka
Bey zärtlich heissen Thränen nah,
Als er in einer finstern Kluft der Erden
Sie einen Raub des Polyphemus werden,
Und jämmerlich verschlingen sah?
Wie er, von Rache voll, den Raub ihm theuer machte,
Und dieses Ungeheur noch um sein Auge brachte?
Ward Herkules nicht erst durch schwere Thaten groß?
Als er die mächtigen Centauren überwand;
Des wilden Löwens Haut für seine Beute fand;
Die schädlichen Harpyen mit seinem Pfeil erschoß;
Dem Drachen im Gesicht die güldnen Aepfel stahl;
Den dreyfachstolzen Hals des schwarzen Cerberus
Mit schweren Fesseln band; und ein verdientes Mahl
Aus dessen eignem Fleisch für seine Pferde machte,
Der andre Menschen sonst für sie zur Nahrung brachte;
Der Hydra Gift eingoß, daß sie verbrennen muß;
Den Achelous selbst beschämt zurücke wies,
Und ihn, der Macht beraubt, in Ufern bleiben hies;
Den Riesen Antäus mit dickem Staub bedeckte;
Evanders Wuth und Grimm durch Cacus Mord versöhnte;

Und durch des Ebers Last, der Berg und Thal erschreckte,
Die Schultern, die der Schaum bedeckt, zur Kraft gewöhnte,
Um ihn lebendig wegzutragen;
Und was zuletzt die Fabeln von ihm sagen:
Weil Atlas diese Welt zu tragen müde war,
So bot er seinen Hals zu diesen Lasten dar.
Doch endlich kriegte er den wohlverdienten Lohn,
Er trug den Himmel selbst für sein Bemühn davon.

Folgt, Helden, diesem Weg zum höchsten Ehrentempel,
Und seht bey eurer Macht auf rühmliche Exempel!
Bey Trägheit kann man nicht des Lohnes würdig seyn;
Nach überwundner Welt geht man zum Himmel ein.

Ende des vierten Buchs.

Fünftes Buch.

Vom ohngefehren Zufalle, von der Freyheit des Willens, und der Uebereinstimmung dieser Freyheit mit dem göttlichen Vorherwissen.

B. Sie richtete hierauf ihre Rede auf etwas anders; ich sprach: Deine Ermahnung ist gerecht, und deinem Ansehen höchstanständig. Aber ich erfahre nun in der That, was du längst vorhin gesaget hast, daß die Frage von der Vorsehung mit noch viel andern in Verbindung stehe. Denn ich frage dich: giebt es einen ohngefehren Zufall (casus) oder nicht, und was ist derselbe? Ph. Ich will mein Versprechen gern erfüllen, und dir den Weg, in dein Vaterland zu kommen, zeigen. Die Erkenntniß dieser Dinge ist zwar vom grossen Nutzen, allein ihre Untersuchung ist von unserm

gegenwärtigen Vorhaben etwas entfernt, und ich besorge, du möchtest durch die Umwege allzusehr ermüdet, und zur Zurücklegung des rechten Weges ausser Stand gesetzt werden. B. Dafür sorge du nur gar nicht. Denn die Erkenntniß dessen, woran ich mein größtes Vergnügen finde, wird mir allezeit die süsseste Ruhe verschaffen; und zumal, da sich dein bisheriger Unterricht auf ungezweifelte Beweise gegründet hat: so werde ich auch an der Wahrheit des folgenden nicht im geringsten zweifeln. Ph. Ich will dir hierinnen zu Diensten seyn. Wenn jemand das einen Zufall nennen wollte, wenn sich etwas aus einer ohngefehren Bewegung, und ohne einige Verbindung der Ursachen, zuträgt, so behaupte ich, daß der Zufall gar nichts ist, und halte es, ausser der Sache, die man damit anzeigen will, für ein leeres Wort. Denn, wie kann sich etwas aus einer ohngefehren Bewegung und ohne Ursache zutragen, wenn Gott alles in gewisser Ordnung miteinander verbindet? Denn der Satz ist wahr: Aus Nichts wird nichts; dieß hat noch keiner von den Alten geleugnet, ob sie solches gleich nicht von einer wirkenden Grundursache, sondern von der Natur und Beschaffenheit der Materie, verstanden und zum Grunde gelegt haben. Wenn aber etwas entstehet, darzu keine Ursachen vorhanden sind: so wird es scheinen, als wäre es aus nichts entstanden. Da dieß aber nicht angehet, so ists auch nicht möglich, daß es einen dergleichen Zufall gebe, wie wir denselben vorher beschrieben haben. B. Was ist es denn sonst? giebt es denn nichts,

das

das man mit Recht einen Zufall, oder etwas von ohngefehr geschehenes, nennen könnte? oder ist vielleicht doch etwas, dem diese Namen zukommen, obgleich solches der gemeine Mann nicht verstehet? Ph. Aristoteles hat es in seiner Naturlehre kurz, und der Wahrheit sehr gemäs, erkläret und beschrieben. B. Was für eine Beschreibung giebt er davon? Ph. So oft etwas einer Sache wegen gethan wird, und es erfolget aus einigen Ursachen etwas anders, als man zur Absicht hatte, so heist solches ein Zufall; als wenn z. E. einer, um das Feld zu bauen, die Erde umpflüget, und ein Stück vergrabenes Gold findet. Da glaubt man, es geschehe solches von ohngefehr: aber es kömmt nicht von ohngefehr, oder von nichts her; sondern es hat seine eigentlichen Ursachen, deren unvorhergesehenes und unvermuthetes Zusammenkommen den Zufall verursacht zu haben scheinet. Denn, wenn der Ackersmann daselbst nicht pflügete, und der andere sein Geld nicht dahin vergraben hätte: so würde das Gold nicht seyn gefunden worden. Das sind also die Ursachen einer ohngefehren Begebenheit, die aus aufeinander treffenden und zusammenkommenden Umständen, nicht aber nach der Absicht dessen, der etwas thut, entstehet. Denn, weder der, so das Gold vergraben, noch der, welcher den Acker gepflüget, hat die Absicht gehabt, daß das Geld gefunden werden sollte: sondern, wie ich gesagt habe, weil beydes zusammenkömmt, daß jener etwas vergraben, und dieser gepflüget hat. Man kann demnach den Zufall also beschreiben, daß es ein un-

vermutheter, aus zusammenkommenden Ursachen entstehender, Erfolg in solchen Dingen sey, die man doch um einer gewissen Absicht willen thut. Daß aber die Ursachen zusammenkommen, und eintreffen, das macht diejenige Ordnung, welche nach einer unvermeidlichen Verbindung wirket, und die, weil sie ihren Grund in der Vorsehung hat, alles an seinem Orte, und zu seiner Zeit, einrichtet.

Im felsichten Armenien, wo oft durch Pfeilenschüsse
Der Parther den, der ihn verfolgt, noch auf der Flucht erlegt,
Entspringt die Tiger und der Phrat, geschwisterliche Flüsse,
Aus einer Quelle, die hernach getheilte Wellen schlägt.
Wenn sich dann beyder Strohm vereint, so kann man ihre Lasten
Der Schiffe, die ein jeder trägt, in einem Ufer sehn,
Und, was von Trümmern und vom Sand sonst beyde in sich faßten,
Muß jetzt von ohngefehr vermischt in einem Strohme gehn.
Doch, wie die Erde von Natur die Ströhme abwerts führet,
Und, wie des Wassers Druck und Fall den Fluß in Ufern lenkt:
So wird auch Zufall und Geschick durch ein Gesetz regieret,
Und nichts geschieht von ohngefehr, wenn ihr gleich also denkt.

B. Ich verstehe wohl, was du sagest, und halte es auch für wahr. Aber bleibt uns denn bey dieser Verbindung der Ursachen noch eine Freyheit des Willens übrig; oder machet vielleicht diese nothwendige Kette der Ursachen selbst die Regungen und Bewegungen der menschlichen Gemüther unausbleiblich und nothwendig? Ph. Der Wille bleibt frey; und es wird kein vernünftiges Wesen gefunden werden, das diese Freyheit des Willens nicht hätte. Denn, was von Natur die Vernunft brauchen kann, das hat eine Beurtheilungskraft, die Dinge voneinander zu unterscheiden, und folglich zu erkennen, was zu vermeiden, oder zu wünschen ist. Was aber jemand für gut, oder zu wünschen, erkennet, das verlanget er; was er hingegen für schädlich zu seyn erachtet, das fliehet er. Bey wem also eine Vernunft anzutreffen ist, bey dem findet sich auch die Freyheit zu wollen, und nicht zu wollen. Doch behaupte ich, daß diese Freyheit nicht bey allen gleich sey. Denn die, welche eines hohen und göttlichen Wesens sind, haben eine schärfere Beurtheilungskraft, einen unverderbten Willen, und ein Vermögen, alles dessen, was sie wünschen, theilhaftig zu werden. Das ist nothwendig, daß die menschlichen Seelen freyer sind, so lange sie sich in der Betrachtung des göttlichen Verstandes erhalten: (*) sie sind aber weniger frey,

(*) Aristoteles sagte, das höchste Gut bestünde in Speculationibus, seu Operatione circa uirtutem optimam et perfectissimam. Weil er nun das Wesen Got=

wenn sie auf körperliche Dinge fallen; und noch weniger, wenn sie mit einem irdischen Leibe vereiniget werden. Das ist aber die größte Sklaverey, wenn sie sich den Lastern ergeben, und sich dadurch um den Besitz und Gebrauch ihrer Vernunft bringen. Denn, wenn sie ihre Augen von dem Lichte der höchsten Wahrheit abwenden, und sie auf niedrige und dunkle Dinge richten: so werden sie alsobald gleichsam von einer Wolke der Unwissenheit umnebelt, und durch verderbliche Affekten in Unruhe gesetzt. Treten sie hernach denselben bey, und folgen ihnen, so verstärken sie selbst die über sie gebrachte Knechtschaft, und sind auf gewisse Weise bey ihrer natürlichen Freyheit Sklaven. Doch siehet das Auge der göttlichen Vorsehung, welches alle Dinge von Ewigkeit vorher erkennet, auch hierauf sehr genau, und ordnet alles, wie es nach eines jeden Verdienst vorher beschlossen worden ist; denn **Gott siehet und höret alles.**

Homer besingt mit süssen Liedern
Der güldnen Sonne reines Licht,

Die

Gottes in der Erkenntniß seiner selbst und aller Dinge, und in das daraus entstehende Vergnügen setzte: so müsse sich der Mensch bemühen, Gott ähnlich zu werden; und das geschehe per Speculationes. Daher sagte Boethius oben: Ein Seliger, oder, der sich mit Betrachtungen des höchsten Wesens beschäfftigte, würde selbst gleichsam ein Gott.

Die doch mit ihrem mächtgen Feuer
Noch nicht der Erde Schoos durchdringt,
Noch auch die bodenlosen Tiefen
Des Meers mit ihrem Strahl erreicht.
Weit größre Herrlichkeit besitzet
Der Schöpfer dieser grossen Welt.
Ihm, der vom hohen Himmel schauet,
Ist alles blos und aufgedeckt.
Er sieht ohn alle Hindernisse
Auf einmal, was vorüber ist,
Was jetzt geschieht, und was noch künftig,
Als wär es gegenwärtig da.
Weil er allein dieß alles siehet,
So muß er auch mit allem Recht
Das wahre Licht, die wahre Sonne,
Im höchsten Sinn zu nennen seyn.

B. Ach! ich werde von einem neuen, und zwar noch grössern, Zweifel beunruhiget. Ph. Worinnen bestehet denn derselbe? Doch ich vermuthe schon, was es seyn wird. B. Es scheinet, einander gar zu sehr entgegen und widersprechend zu seyn, daß Gott alles vorherwisse, und doch auch ein freyer Wille bleibe. Denn, wenn Gott alles vorherweis, und auf keine Art und Weise irren kann: so muß das, was er nach seiner Erkenntniß, als zukünftig, vorhergesehen hat, nothwendig erfolgen. Wenn er dahero nicht nur die Verrichtungen der Menschen, sondern auch ihre Entschlüssungen und Willensneigungen, von

Ewig-

Ewigkeit vorherweis: so bleibt ja keine Freyheit des Willens übrig; denn es wird nichts anders geschehen, noch eine einige Willensneigung seyn können, welche nicht die untrügliche Vorhererkenntniß Gottes zuvor gewußt haben sollte. Denn, wenn die Dinge anders eingerichtet werden können, als sie vorhergesehen worden sind: so wird es nicht mehr ein gewisses Vorherwissen des Zukünftigen, sondern vielmehr eine ungewisse Muthmasung, seyn; welches doch, von Gott zu sagen, höchstunrecht wäre. Ich billige auch diejenige Entscheidung nicht, wenn einige diese Schwierigkeit folgendergestalt zu heben suchen, daß sie sagen: Es müßte etwas nicht deswegen geschehen, weil es die Allwissenheit Gottes vorhergesehen, daß es geschehen würde: sondern es folge vielmehr das Gegentheil, weil es etwas Zukünftiges wäre, so könne es der göttlichen Vorhersehung nicht verborgen seyn; und auf solche Weise wäre das Gegentheil nothwendig. Denn das müßte ja eben nicht nothwendig geschehen, was vorhergesehen worden wäre: sondern, was geschehen würde, das müßte nothwendig schon vorhergesehen seyn. Eben, als wenn wir darnach fragten, welches denn die Ursache einer jeden Sache sey, ob das Vorherwissen die Nothwendigkeit der zukünftigen Dinge, oder ob die Nothwendigkeit der zukünftigen Dinge das Vorherwissen, verursache. Aber, laßt uns beweisen, daß die vorhergesehenen Dinge, die Verbindung der Ursachen mag beschaffen seyn, wie sie will, nothwendig erfolgen müssen, obgleich das Vor-

herwis-

herwissen dem, was zukünftig ist, keine Nothwendigkeit des Erfolgs aufzulegen scheinet. Denn, wenn einer sitzt, so muß die Meynung, daß man denkt, er sitze, wahr seyn: und umgekehrt, wenn diese Meynung von einem wahr ist, weil er sitzet, so muß er nothwendig sitzen. Es findet sich also in beyden eine Nothwendigkeit: in diesem die Nothwendigkeit des Sitzens; in dem andern aber die Nothwendigkeit der Wahrheit. Es sitzet nun aber einer nicht deswegen, weil diese Meynung wahr ist: sondern diese ist vielmehr darum wahr, weil sich jemand vorher gesetzet hat. Ob also gleich die Ursache der Wahrheit nur aus einem Theile entstehet: so haben doch beyde eine gemeinschaftliche Nothwendigkeit bey sich. Eben so muß man auch von der Vorhersehung Gottes, und den zukünftigen Dingen, urtheilen. Denn, ob sie gleich darum vorhergesehen werden, weil sie zukünftig sind, nicht aber deswegen erfolgen, weil sie vorhergesehen werden: so müssen doch nichts destoweniger die zukünftigen Dinge entweder von Gott vorhergesehen werden, oder die vorhergesehenen Dinge müssen nothwendig erfolgen; welches allein schon genung ist, die Freyheit des Willens aufzuheben. Wie ungereimt und verkehrt wäre aber das nicht, wenn der Erfolg zeitlicher Dinge eine Ursache der ewigen Vorhersehung seyn und heissen sollte? was ist es aber anders, wenn man meynet, Gott sehe die zukünftigen Dinge darum vorher, weil sie geschehen werden, als dafür halten, dasjenige, was sich ehemals zugetragen, sey die Ursache jener höchsten

Vorhersehung? Zudem, gleichwie, wenn ich weis, daß etwas ist, dasselbe nothwendig seyn muß: so muß auch dasjenige, was ich weis, daß es geschehen werde, nothwendig erfolgen. Also ist der Erfolg einer vorhergewußten Sache unausbleiblich. Endlich, wenn jemand von einer Sache anders urtheilet, als sie in der That beschaffen ist: so ist solches nicht nur kein Wissen, sondern sogar ein falscher Gedanke und Wahn, der von einer wahren Erkenntniß weit entfernt ist. Wenn daher etwas also zukünftig ist, daß sein Erfolg nicht gewiß und nothwendig ist, wie kann man denn vorherwissen, daß das geschehen werde? Denn, gleichwie die Wissenschaft von einer Sache nichts Falsches bey sich hat: so kann auch dasjenige, was von derselben erkannt wird, nicht anders beschaffen seyn, als sie es erkennet. Denn, das ist eben die Ursache, warum das Wissen ohne Irrthum ist, weil eine jede Sache so seyn muß, wie das Wissen sie begreifet, daß sie sey. Wie weis nun Gott solche ungewisse zukünftige Dinge vorher? Denn, wenn er das für unvermeidlich zukünftig hält, was gleichwohl auch nicht geschehen kann, so irret er: welches man aber von Gott nimmermehr gedenken, noch sagen darf: Siehet er aber zukünftige Dinge so, wie sie wirklich sind, und seyn werden, und weis, daß sie sowohl geschehen, als nicht geschehen können; was ist das für ein Vorherwissen, das nichts gewisses und festgesetztes begreifet? oder, was wird solches viel anders seyn, als jene lächerliche Weis-

sagung des Tiresias: **Was ich sagen werde, das wird entweder seyn, oder nicht seyn.** Ja, was wird die göttliche Vorhersehung vor einer menschlichen Muthmasung für einen Vorzug haben, wenn er, wie die Menschen, über ungewisse Dinge beschlüßt, deren Erfolg ungewiß ist? Da aber bey diesem gewißheitsvollen Urheber aller Dinge nichts ungewisses seyn kann: so muß dasjenige auch nothwendig geschehen, was sein unveränderliches Vorherwissen, als zukünftig, erkannt hat. Daher ist in den menschlichen Entschlüssungen und Handlungen keine Freyheit, immasen der Verstand Gottes, der alles ohne Irrthum und einigen Fehler erkennet, denselben einen gewissen Erfolg auflegt, und daran bindet. Nimmt man dieses aber einmal an, so sieht man leicht, was für Verwirrung und Unglück in den menschlichen Dingen vorfallen müsse. Denn man würde den Frommen und Bösen die Belohnungen und Strafen umsonst bestimmen und vorlegen, die kein freyer und ungezwungener Trieb der Gemüther verdienet hätte. Was man jetzo für höchstbillig hält, nämlich Böse zu bestrafen, und Fromme zu belohnen, das würde alsdann höchstungerecht zu seyn scheinen: weil sie nicht aus eigenem Willen dieses oder jenes ergriffen, sondern aus einer gewissen Nothwendigkeit des Zukünftigen darzu gezwungen worden wären. Es würde auch, weder Tugend, noch Laster, etwas seyn, sondern über-

all,

all, in Verdienst und Verbrechen, die höchste Verwirrung und Unordnung herrschen. Und, was das allerschlimmste ist, so nur erdacht werden kann, wenn aus dem göttlichen Vorhersehen die ganze Ordnung der Dinge hergeleitet, und den menschlichen Entschlüssungen keine Freyheit verstattet wird, das ist dieses, daß alle unsere Laster und Verbrechen dem Urheber alles Guten dadurch beygelegt und zugerechnet werden. Folglich hat man keinen Grund und Ursache mehr, weder etwas zu hoffen, noch zu bitten. Denn, was sollte einer hoffen, oder bitten, wenn alles, was man gerne will, durch eine unvermeidliche Ordnung und Reihe der Dinge aufeinander so folgen muß? Solchergestalt wird die einzige Unterhandlung der Menschen mit Gott, daß man nämlich von ihm etwas hoffen und bitten kann, aufgehoben werden. Denn wir können es ja durch unsere gebührende Demuth vor Gott dahin bringen, daß er uns dieselbe durch seine unschätzbare göttliche Gnade reichlich vergilt, (*) welches noch die einzige Art und Weise ist, wie sich die Menschen mit Gott unterreden, und mit diesem unzugänglichem Lichte, ehe sie noch zu dem völligen Genusse desselben gelangen, durch demüthiges Gebet in Vereinigung

(*) Ein jeder siehet, daß Boethius hierdurch die so gerühmten Verdienste der Werke meynet; wer weis aber nicht, daß schon mehrere diese Sprache damals geführet haben.

gung treten können. (*) Wenn aber auch dieses, bey angenommener Nothwendigkeit der zukünftigen Dinge, für unkräftig und nichts geltend gehalten wird, was wird alsdann noch seyn, dadurch wir mit dem höchsten Beherrscher aller Dinge vereiniget werden, und ihm anhängen können? Das menschliche Geschlecht müßte nothwendig, wie du kurz vorher gesagt, bey solcher Absonderung und Trennung von seinem Schöpfer, zu Grunde gehen.

Was hat der Dinge Band so zwietrachtsvoll getrennet?
Wer ist der Gott, durch dessen Macht
Die Wahrheit mit sich selbst zu Felde lieget,
Und eine oft die andere bekrieget,
Daß, was man einzeln wahr gedacht,
Man öfters falsch und widersprechend nennet,
Wenn man zu einem Satz den andern noch gebracht?
Vielleicht ist doch kein Widerspruch zu finden?
Vielleicht läßt Wahrheit sich mit Wahrheit stets verbinden?
Ach, unsers Geistes Licht,
Das nur mit schwachem Strahl durch dicke Nebel bricht,

Und

(*) Er verdiente auch hier, wie an mehrern Orten, eine bessere Belehrung: allein, man hat alles weitläuftige Erklären und Widerlegen mit Fleis weggelassen.

Und das des Leibes Last in engen Grenzen hält,
Kann den Zusammenhang der Dinge in der Welt,
Der sehr verborgen ist, aus Blödigkeit nicht finden.
Doch, warum müssen wohl die Triebe
Zur Weisheit, und die Wahrheitsliebe
In ihm so eine Lust nach Wissenschaft entzünden?
Hat er das Wissen schon, wornach er ängstlich thut,
Was will er Dinge zweymal wissen?
Kennt er sie nicht, was ist er drum beflissen?
Denn, wer verlangt ein unbekanntes Gut?
Und wer verschwendet seinen Fleis
Auf Sachen, die er nicht zu finden, noch zu schätzen weis?
Damals, als unser Geist noch jenes Lichtes Quelle,
Dem höchsten Geiste, nahe war,
Da sah er alles rein und helle;
Jetzt, da ihn schwere Glieder pressen,
Da hat er, doch nicht ganz und gar,
In etwas seiner nur vergessen;
Das Ganze weis er noch, die Theile aber nicht.
Wer also jetzt von Weisheit spricht,
Und nach der Wahrheit forscht, der hat etwas gelernet,
Und weis dennoch auch nichts. Das, was er etwa weis,
Das wiederholet er mit Fleis,
Weil die Erkenntniß oft sich dem Verstand entfernet.
So sucht er nach und nach die Lehren,
Die er vorher schon weis, durch andre zu vermehren.

Ph. Daß

Ph. Das ist schon eine alte Klage wegen der Vorsehung Gottes, die Markus Tullius in seinen Schriften von unterschiedenen Arten der Weissagungen häufig geführet, dem du auch selbst lang und vielmal nachgedacht hast. Die Sache ist aber bisher noch von keinem unter euch mit gehörigem Fleise und Gründlichkeit abgehandelt worden. Die Ursache der Verwirrung und Dunkelheit ist diese, weil die Einsicht der menschlichen Vernunft niemals bis zu dem höchsten Verstande Gottes und seinem Vorherwissen erhöhet werden kann. Wäre solches nur einigermasen möglich, so würde gar keine Schwierigkeit mehr übrig bleiben. Ich will es hernach zu erklären und deutlich zu machen versuchen, wenn ich dir vorher deine Zweifel werde benommen haben, die dich jetzo beunruhigen. Ich frage dich also, warum hältest du jene Art, diese Zweifel aufzulösen, nicht für kräftig genung, wenn man sagt, daß das Vorherwissen der zukünftigen Dinge denselben keinen nothwendigen Erfolg auflege, und daher schlüsset, daß durch dieß Vorherwissen die Freyheit des Willens nicht verhindert werde? Kannst du wohl die Nothwendigkeit künftiger Dinge anderswoher beweisen, als daher, weil, was vorhergesehen wird, auch nothwendig erfolgen muß? Wenn nun das Vorherwissen dem, was zukünftig ist, keine Nothwendigkeit auflegt, wie du kurz vorher zugestanden; warum soll man denn dem willkührlichen Ausgange der Sachen einen gewissen Erfolg aufzwingen? Denn gesetzt, damit du nur siehest, was daraus folge, es wäre kein Vor-

herwissen; würden denn darum die Sachen, so von unserm freyen Willen abhängen, an eine Nothwendigkeit gebunden seyn? Keineswegs. Nehmen wir ferner an, es sey ein göttliches Vorherwissen, dasselbe verbinde aber nichts zu einer Nothwendigkeit: so wird, meines Erachtens, der Wille seine völlige und gänzliche Freyheit behalten. Aber du wirst sagen: Obgleich das Vorherwissen kein Grund der Nothwendigkeit des Erfolgs zukünftiger Dinge ist: so ist es doch ein Zeichen, daß sie nothwendig kommen werden. Solchergestalt folgte, daß das Zukünftige nothwendig geschehen müßte, wenn auch kein Vorherwissen desselben gewesen wäre. Denn ein jedes Zeichen weiset nur, was ein Ding sey, es stellet aber die Sache nicht wirklich dar, die es bezeichnet. Daher muß zuerst bewiesen werden, daß alles aus Nothwendigkeit geschehe, damit man sehen könne, wie das Vorherwissen ein Zeichen dieser Nothwendigkeit sey. Denn sonst, wenn diese (die Nothwendigkeit) nicht ist, oder, wenn nichts nothwendig geschiehet: so kann auch jenes (das Vorherwissen) kein Zeichen von derjenigen Sache seyn, die nicht ist. Nun ist aber bekannt, daß ein vernünftiger und gegründeter Beweis nicht von Zeichen, oder von aussen hergeholten Sachen, sondern von innern, bestimmenden und nothwendigen Gründen und Ursachen, hergenommen werden muß. Wie ist aber das möglich, daß Dinge, die als zukünftig vorhergesehen werden, doch nicht erfolgen sollen? Eben, als wenn wir glaubten, diejenigen Dinge würden nicht

gesche-

geschehen, von welchen doch die Vorhersehung weis, daß sie geschehen werden: und nicht vielmehr dafür hielten, daß, ob sie gleich erfolgen, so sey doch in ihnen selbst und ihrer Natur keine Nothwendigkeit darzu da gewesen, warum sie hätten erfolgen müssen. Du wirst das aus dem, was ich ferner sagen will, leicht abnehmen können. Wir sehen viele Dinge, die vor uns geschehen, mit Augen an, zum Exempel, was ein Fuhrmann in Lenkung und Führung seines Wagens und Pferde thut, und andere dergleichen mehr. Ist denn hier einige Nothwendigkeit, daß eines oder das andere so geschehen muß? Gar nicht. Denn, was würde Geschicklichkeit und Kunst helfen, wenn eine jede Bewegung aus Zwang geschehe? Derohalben sind diese Dinge, welche, indem sie geschehen, aus keiner Nothwendigkeit geschehen: auch, ehe sie geschehen, an keine Nothwendigkeit gebunden. Daher sind einige Dinge zukünftig, deren Erfolg von aller Nothwendigkeit frey ist. Denn ich glaube nicht, daß einer sagen werde, das, was jetzo geschieht, wäre nicht zukünftig gewesen, ehe es geschehen. Demnach haben diese Dinge, die auch vorhergesehen worden sind, ihren freyen Erfolg. Denn, wie das Wissen der gegenwärtigen Dinge dem, was jetzt geschiehet, keine Nothwendigkeit auflegt: so zwinget auch das Vorherwissen des Zukünftigen das, was geschehen wird, zu keiner Nothwendigkeit. Allein, du wirst sagen: Eben das fragt sich noch, ob man Dinge, die an keinen nothwendigen Erfolg gebunden sind, auf irgend eine Weise vorherwissen könne. Denn

das scheinet einander zu widersprechen, und du meynest, wenn sie vorhergesehen werden, so folge auch die Nothwendigkeit; sey diese nicht da, so finde kein Vorherwissen statt; und das Wissen habe nur gewisse Dinge zu seinem Gegenstande. Wenn aber Dinge, deren Erfolg ungewiß ist, als gewiß vorhergesehen würden, so sey dasselbe ein irriger Wahn und Einbildung, und kein wahres Wissen. Denn du glaubest, wenn man von Sachen anders denket, als sie in der That beschaffen sind: so sey solches gar weit von einer wahren Erkenntniß entfernet. Aber die Ursache dieses Irrthums ist: weil man meynet, daß alles, was einer weis, nach der natürlichen Beschaffenheit, und den Eigenschaften der Sache selbst, von ihm erkannt und eingesehen werde; da es sich doch ganz anders verhält. Denn alles, was erkannt wird, das erkennet man nicht nach seiner eigentlichen Natur und Beschaffenheit, und wie es an sich selber ist; sondern vielmehr nach dem Vermögen und der Einsicht derer, welche es erkennen. Denn, daß ich dieses mit einem kurzen Exempel erkläre, so erkennet die Ründung eines Körpers anders das Gesicht, anders das Gefühl. Jenes bleibt davon entfernet, und betrachtet ihn durch Hülfe der Lichtstrahlen ganz und auf einmal; dieses aber nähert sich dem Körper, befühlet ihn um und um, und erkennet daraus, daß er rund ist. So betrachten auch den Menschen selbst anders die Sinne, anders die Einbildungskraft, anders die Vernunft, anders der Verstand. Denn die Sinne beurtheilen die Figur und

und Gestalt aus der daseyenden Materie; die Einbildungskraft aber betrachtet die blose Gestalt ohne Materie. Die Vernunft übersteiget auch diese noch, und erwäget die eigentliche Art, so in allen einzeln und besonders sich findet, mit einem allgemeinen Begriffe. Das Auge des Verstandes aber siehet noch weiter. Dieser übersteiget den allgemeinen Begriff, und betrachtet selbst die einfache und besondere Gestalt und Wesen mit der Schärfe des Geistes. Worbey noch dieses vornehmlich zu merken ist, daß die obere Erkenntnißkraft die niedere in sich begreifet; diese aber auf keine Art und Weise die höhere erreichet. Denn es können weder die Sinne etwas ohne Materie, noch die Einbildungskraft allgemeine Arten, noch die Vernunft die einfache Gestalt und Wesen fassen: sondern der Verstand siehet gleichsam von seiner Höhe herab, begreifet die Gestalt und das Wesen, und beurtheilet alles, was sich darunter befindet, aber so, wie er das Wesen der Sache selbst, welches keiner andern Kraft bekannt seyn konnte, begreifet. Denn er erkennet zugleich den allgemeinen Begriff der Vernunft, die gemachte Vorstellung der Einbildungskraft, und die sinnliche Materie, und hat darzu weder Vernunft, noch Einbildungskraft, noch Sinne nöthig; sondern er siehet, so zu reden, alles, wie es ist, durch einen einzigen Blick des Geistes, oder der Seele. Auch die Vernunft, wenn sie sich überhaupt Begriffe von etwas macht, bedienet sich weder der Einbildungskraft, noch der Sinne, sondern, sie fasset, ohne

diese, begreifliche und sinnliche Dinge. Denn sie beschreibet den Menschen nach ihrem Begriffe überhaupt also: Der Mensch ist ein vernünftig zweyfüßiges Thier. Ob dieß nun gleich ein allgemeiner Begriff ist: so weis doch ein jeder, daß es etwas ist, welches der Einbildungskraft und den Sinnen unterworfen ist, weil ihn die Vernunft nicht nach der Einbildungskraft, oder den Sinnen, sondern nach einer vernünftigen Vorstellung, betrachtet. Ob auch gleich die Einbildungskraft durch Hülfe der Sinne den Anfang zur Vorstellung einer Sache machet: so betrachtet sie doch auch in Abwesenheit der Sinne alle sinnliche Dinge nicht nach einer sinnlichen, sondern der Einbildungskraft gemäsen, Beurtheilungsart. Siehest du also nicht, wie ein jedes in Erkenntniß der Dinge sich mehr seiner eigenen Kräfte, als derjenigen Sachen bedienet, die erkannt werden? Und das ganz recht; Denn, da ein jedes Urtheil eine Handlung des Urtheilenden ist: so muß auch ein jeder seine Kraft und Vermögen nicht durch eine fremde, sondern eigene, Macht zur Vollkommenheit bringen.

Vorzeiten lehrete des Zeno dunkle Sekte,
Als würden unserm Geist die Bilder eingedrückt
Von Dingen ausser uns, gleich einer leeren Tafel,
Worein der Griffel sonst gelehrte Schriften grub.
Allein, wenn der Verstand durch seine eignen Kräfte

Die

Die Wahrheit nicht entdeckt, und leidend nur das Licht
Derselben an sich nimmt, so, wie etwan ein Spiegel
Von Körpern ausser ihm das blose Bild darstellt:
Woher hat er die Kraft, die Dinge zu erkennen,
Daß er, was er erkannt, zu unterscheiden weis?
Sich bald mit schnellem Flug in weite Höhen schwinget,
Auch bald von da zurück in tiefe Höhlen steigt?
Drauf in sich selber kehrt; das Gute von dem Bösen,
Das Wahre vom Betrug mit ernster Sorgfalt trennt?
Gewiß, es muß in uns ein stärkeres Vermögen,
Das sich Begriffe macht, noch anzutreffen seyn,
Als jene schwache Kraft des Eindrucks äußrer Dinge
Hiervon der erste Quell und Ursprung heissen kann.
Es wird des Geistes Kraft zuerst zwar durch die Sinne,
Und das, was in sie wirkt, von aussenher erweckt,
Als wenn des Lichtes Strahl das Auge scharf berühret;
Und wenn der Stimme Schall bis in die Ohren dringt;
So wird das innre Bild der Seele schnell belebet,
Das jener Vorstellung der Sinne ähnlich ist:

Doch machet der Verstand von Dingen sich Gedanken,

So, daß er sie genau sehn und begreifen kann.

Wenn bey der Empfindung der Körper, obgleich die äussern Gegenstände die Werkzeuge der Sinne berühren, und das Gefühl des Leibes der thätigen Kraft der Seele vorgehet, dadurch der Verstand erregt, und die in ihm ruhenden Bilder erwecket werden: wenn, sage ich, bey der Empfindung der Körper der Verstand sich selbst nicht leidend verhält; sondern aus eigener Kraft über die sinnlich empfundenen Dinge urtheilet: wieviel mehr werden diejenigen Wesen, welche gar keinen leiblichen Empfindungen unterworfen sind, im Urtheilen sich nicht nach den äussern Gegenständen richten, sondern ihre thätige innere Erkenntnißkraft beweisen? Daher sind die mannichfaltigen Erkenntnisse verschiedenen Wesen und Naturen beygelegt worden. Das blose Gefühl, welchem alle andere Erkenntnißarten fehlen, kömmt den unbeweglichen, und doch lebendigen, Dingen zu, dergleichen sind die Seemuscheln, und was sonst an den Klippen des Meeres hänget und ernähret wird. Die Einbildungskraft haben diejenigen Thiere, welche sich von einem Orte zu dem andern bewegen können, von denen es schon scheinet, als hätten sie einige Neigung, zu verabscheuen, oder zu begehren. Die Vernunft aber kömmt nur dem menschlichen Geschlechte, so, wie die einfache Erkenntnißart, oder der höchste Verstand, allein dem göttlichen, zu. Dahero

gehet

gehet diejenige Erkenntniß den übrigen vor, welche nicht nur das, was ihr eigen ist, sondern, was auch zum Erkenntnisse aller andern Dinge gehöret, aus und durch sich selbst einsiehet. Wenn nun die Sinne und die Einbildungskraft dem Ausspruche und Schlusse der Vernunft zuwider wären, und sprächen: daß der allgemeine Begriff, den die Vernunft zu haben vermeynete, nichts wäre; denn, was sich empfinden, oder einbilden läßt, das könne nicht allgemein seyn: So müsse entweder der Ausspruch der Vernunft wahr, und gar nichts sinnlich seyn; oder, weil bekanntermasen den Sinnen und der Einbildungskraft vieles unterworfen, so müsse der Begriff der Vernunft für ein leerer Begriff gehalten werden, nach welchem sie das, was sinnlich und einzeln ist, als etwas allgemeines betrachtet. Wenn hierauf die Vernunft antwortete: Sie erkenne sowohl, was sinnlich ist, als was sich einbilden lässet, auf eine allgemeine Art und Weise; jene aber (nämlich die Sinne und Einbildungskraft,) könne nicht zur Erkenntniß der Allgemeinheit gelangen, weil sich ihr Begriff nicht weiter, als über körperliche Bilder, erstrecken kann; in Erkenntniß der Dinge aber müsse man vielmehr dem gewissern und vollkommenern Urtheile Glauben beymessen: würden wir nun nicht, die wir sowohl das Vermögen zu schlüssen, als die Einbildungs- und Empfindungskraft haben, in dergleichen Streite der Vernunft Beyfall geben? Eben so meynet auch die menschliche Vernunft, daß der göttliche Verstand das Zukünftige nicht

anders sehe, als wie sie dasselbige erkennet. Denn du schlüssest also: wenn einige Dinge einen ohnfehlbaren und nothwendigen Erfolg nicht zu haben scheinen: so können sie auch nicht, als gewiß zukünftig, vorhergewußt werden. Daher giebt es auch kein Vorherwissen der Dinge; wollten wir glauben, es gäbe ein solches Vorherwissen: so würde nichts seyn, das nicht aus Nothwendigkeit erfolgen müßte. Wenn wir also, wie wir einer Vernunft theilhaftig sind, auch die Erkenntniß- und Beurtheilungskraft des göttlichen Verstandes haben könnten: so würden wir, nachdem bereits erwiesen worden ist, daß die Sinne und Einbildungskraft der Vernunft weichen müsse, es auch für recht und billig erkennen, daß die menschliche Vernunft sich dem göttlichen Verstande zu unterwerfen verbunden sey. Lasset uns daher, wenn wir können, zu der Höhe dieses höchsten Verstandes hinaufsteigen; denn daselbst wird die Vernunft sehen, was sie aus und von sich selbst nicht erkennen kann, wie nämlich auch diejenigen Dinge, welche keinen gewissen Ausgang oder Erfolg haben, doch, als gewiß und bestimmt, vorhergesehen und erkannt werden; und das solches nicht eine blose Muthmasung, sondern vielmehr eine höchsteinfache und in keine Grenzen eingeschlossene Wissenschaft und Erkenntniß sey.

Wie zahlreich ist der Thiere Art, wie vielfach die Gestalten,
Die man in unserm Weltkreis sieht!

Hier

Hier muß ein schwacher Wurm im Staube Wohnung halten,
Darein er wühlend Furchen zieht,
Wenn er auf seiner Brust sich träget,
Den leichten Staub gekrümmt beweget.
Dort schwingt mit schnellem Flügel
Der Vögel Heer sich über Berg und Hügel,
Und trennt durch seinen leichten Flug des weiten Himmels Luft.
Hier freut sich seines Gangs eins auf beblumten Feldern;
Dort eins der wilden Bahn in Wäldern,
Das die Natur zum Raub aus finstern Höhlen ruft.
So sehr sie an Gestalt auch unterschieden werden,
So tragen alle doch den Kopf gebückt zur Erden,
Dadurch ihr Unverstand sich allzumerklich zeigt.
Der Mensch allein geht aufgericht,
Und achtet diese Erde nicht,
Zu der sonst jedes Thier sich neigt.
Was zeiget dieß, o Mensch, für eine Pflicht wohl an,
Wenn deine Thorheit dich nicht dran verhindern kann?

Dieß, daß bey froher Stirn und aufgerichtem Blicke,
Dein Geist stets nach des Himmels Höhe
Mit unverwandten Augen sehe,
Und ihn die Eitelkeit nicht zu der Erde drücke.
Von dieser Sklaverey
Mach dich beyzeiten frey,
Damit der Geist nicht niedriger, als Leib und Auge, sey.

Weil nun alles, was man weis, nicht nach seiner eigenen Natur und Beschaffenheit, sondern nach der Fähigkeit derer erkannt wird, die es erkennen, wie wir vorher gezeiget haben: so wollen wir nun gebührender Weise, und soviel es sich thun lässet, sehen, welches denn der Zustand und die Beschaffenheit des göttlichen Wesens sey, damit wir auch seine Erkenntniß verstehen lernen. Daß Gott ewig sey, geben alle vernünftige Geschöpfe einmüthiglich zu. Wir müssen dahero sehen, was die Ewigkeit sey. Denn diese wird uns zugleich die Natur Gottes, und seine Erkenntniß, entdecken. Die Ewigkeit ist ein ganz auf einmal vollkommener Besitz eines unumschränkten Lebens; welches aus der Vergleichung mit zeitlichen und endlichen Dingen noch deutlicher wird. Denn alles, was in der Zeit lebet, das gehet gegenwärtig von dem Vergangenen ins Zukünftige fort; und es findet sich nichts in der Zeit, das die ganze Länge seines Lebens auf einmal

zugleich in sich fassen könnte: sondern das Künftige ist noch nicht da, das Vergangene aber ist schon vorüber. Ihr lebet auch das heutige Leben nicht länger, als einen beweglichen und vorübergehenden Augenblick. Was also nur der Zeit unterworfen ist, wenn es auch, wie Aristoteles von der Welt geglaubt hat, niemals weder zu seyn angefangen hat, noch aufhöret, und sein Leben mit der Unendlichkeit der Zeit fortwähret, das ist doch noch nicht so beschaffen, daß es mit Recht ewig genennet werden könnte. Denn, ob es gleich unendlich fortlebet: so fasset es doch seine Lebenszeit nicht ganz und auf einmal in sich; sondern, was zukünftig, und noch nicht vorüber ist, hat es jetzt nicht. Was aber die ganze Fülle eines unumschränkten Lebens zugleich in sich fasset, und auf einmal besitzet, dem weder etwas von dem Zukünftigen fehlet, noch von dem Vergangenen etwas vorüber ist, das heist mit Recht ewig; und es muß nothwendig, da es seiner selbst mächtig ist, sich beständig selbst gegenwärtig seyn, und die Unendlichkeit der beweglichen Zeit, als gegenwärtig, bey sich haben. Daher sagen einige nicht recht, wenn sie hören, daß Plato gemeynet, diese Welt habe keinen Anfang der Zeit gehabt, werde auch keinen Abgang, oder Ende, derselben haben, daß solchergestalt die erschaffene Welt mit dem Schöpfer gleich ewig gemacht werde. Denn eine unendliche Lebenszeit nacheinander fortleben, wie Plato der Welt beygelegt hat, ist etwas anders, als die ganze Gegenwart eines unumschränkten Lebens zugleich und auf einmal besitzen, welches

bekann-

bekanntermasen eine Eigenschaft des göttlichen Wesens ist. Gott darf auch nicht nach der Grösse und Länge der Zeit für älter gehalten werden, als die erschaffenen Dinge: sondern man muß ihn vielmehr nach der Eigenschaft seines einfachen und selbständigen Wesens betrachten. Denn die unendliche Bewegung und Folge der zeitlichen Dinge ahmet diesem stets gegenwärtigen Besitze und Daseyn des unbeweglichen Lebens nach; und, da sie solches nicht erreichen, noch ihm gleich werden kann: so fehlet ihr von der Unbeweglichkeit das Unbewegliche, und verfällt von der beständigen Gegenwart auf die unendliche Grösse des Zukünftigen und Vergangenen; und, da sie die ganze Fülle und Dauer ihres Lebens nicht ganz zugleich und auf einmal besitzen kann: so scheinet sie eben dadurch, weil sie einigermasen niemals zu seyn aufhöret, demjenigen, was sie nicht erreichen und ergänzen kann, auf einige Weise beyzukommen, indem sie sich an eine jede Gegenwart dieses kleinen und flüchtigen Augenblicks hänget; welche Gegenwart, weil sie einige Aehnlichkeit mit jener stets bleibenden Gegenwart haben soll, verursachet, daß diejenigen Dinge, die solche haben, dafür angesehen werden, als wären sie ewig. Weil sie aber nicht hat beständig daseyn und bleiben können: so hat sie den unendlichen Weg der Zeit ergriffen; und daher ists geschehen, daß sie das Leben im Fortgehen verlängert und fortsetzet, dessen Fülle und Inbegriff sie durch ein beständiges Bleiben nicht hat erlangen können. Wenn wir also den Dingen ihre gehörigen Namen ge-

ben wollen: so nennen wir, mit dem Plato, Gott ewig, (aeternus,) die Welt aber immerwährend, (perpetuus.) Weil nun ein jeder vollständiger Begriff, seiner Natur nach, die ihm unterworfenen Dinge in sich begreifet; in Gott aber alles ewig und gegenwärtig ist: so bleibet auch seine Erkenntniß, die alle Bewegung der Zeit übersteiget, in der einfachen Selbständigkeit seiner Gegenwart, und, da sie die unendliche Grösse des Vergangenen und Zukünftigen in sich fasset: so betrachtet er alles nach seiner höchsteinfachen Erkenntniß so, als wenn es jetzo geschähe. Wenn du also sein Vorherwissen erwägen willst, nach welchem Gott alles genau erkennet und unterscheidet: so wirst du besser sagen, daß es nicht ein Vorherwissen (praescientia) gleichsam des Zukünftigen, sondern ein Wissen, eine Erkenntniß, (scientia) des beständigen Gegenwärtigen sey. Daher man es auch nicht sowohl eine Vorhersehung, (praeuidentia) als vielmehr eine Vorsehung, (prouidentia) nennet; weil er, über das Niedrige erhaben, alles gleichsam von dem hohen Gipfel der Dinge vor sich siehet. Wie verlangest du also, daß das nothwendig geschehen müsse, was von der göttlichen Erkenntniß gesehen wird, da nicht einmal die Menschen demjenigen eine Nothwendigkeit auflegen, was sie vor Augen sehen und haben? Denn bringet wohl dein Sehen denjenigen Dingen, die du, als gegenwärtig, vor dir hast, einige Nothwendigkeit? Ganz und gar nicht. Wenn es also erlaubt ist, eine Verglei-

chung zwischen einer göttlichen und menschlichen Gegenwart anzustellen: so siehet Gott alles nach seiner ewigen Gegenwart, wie ihr einige Dinge nach eurer zeitlichen Gegenwart sehet. Folglich ändert dieses göttliche Vorherwissen die Natur und Eigenschaft der Dinge nicht; und Gott siehet dieselben, als gegenwärtig, so vor sich, wie sie sich in der Zeit, als zukünftig, einmal zutragen werden. Bey ihm ist keine Verwirrung der Begriffe von Sachen: sondern er unterscheidet gleichsam mit einem Blicke seines Verstandes sowohl, was nothwendig, als nicht nothwendig, zukünftig ist. Gleichwie ihr zugleich einen Menschen auf der Erde wandeln, und auch die Sonne aufgehen sehet. Ob ihr gleich beydes zugleich sehet: so unterscheidet ihr doch eines von dem andern, und haltet das eine für willkührlich, das andere aber für nothwendig. Also verändert die göttliche Allwissenheit in der natürlichen Beschaffenheit der Dinge nichts, die vor ihr gegenwärtig, in Ansehung der Zeit aber zukünftig sind. Daher ist es auch keine blose Muthmasung; sondern eine auf Wahrheit gegründete Einsicht, wenn er etwas Zukünftiges erkennet, von dem er aber auch weis, daß es sich deswegen nicht nothwendig zutragen müsse. Wolltest du aber hier sagen: Was Gott siehet, daß es geschehen werde, das muß auch geschehen; was aber geschehen muß, das erfolget aus einer Nothwendigkeit, und wolltest mich also an das Wort Nothwendigkeit binden: so will ich zwar die Wahrheit der Sache zugestehen,

die

die aber, ausser ein Erforscher göttlicher Dinge, kaum jemand einsehen wird, denn ich antworte: Das Zukünftige, wenn es nach der göttlichen Erkenntniß betrachtet wird, scheinet zwar nothwendig, aber, seiner Natur nach, ganz frey und nicht nothwendig zu seyn. Denn es giebt eine doppelte Nothwendigkeit: eine unbedungene, daß zum Exempel alle Menschen sterblich sind; und eine bedungene, als, wenn du weisest und siehest, daß einer gehet, so muß er nothwendig gehen. Denn, was einer weis, das kann anders nicht seyn, als es ihm bekannt ist. Diese Bedingung aber ziehet keinesweges jene unbedungene Nothwendigkeit nach sich. Denn nicht die eigene Natur, sondern die hinzugefügte Bedingung, macht diese Nothwendigkeit. Denn es zwinget den, der freywillig gehet, keine Nothwendigkeit, daß er gehe, ob er gleich, wenn er gehet, nothwendig gehen muß. So ist es auch, wenn die göttliche Vorhersehung etwas, als gegenwärtig, siehet, so muß dasselbe nothwendig seyn, ob es gleich keine Nothwendigkeit der Natur bey sich hat. Nun siehet Gott diejenigen zukünftigen Dinge, welche von der Freyheit des Willens herrühren, als gegenwärtig. Betrachtet man sie dahero so, wie sie Gott siehet: so werden sie durch die Bedingung der göttlichen Erkenntniß nothwendig; an und für sich aber betrachtet, sind sie ihrer Natur nach völ-

lig frey. Es geschehen daher ohne Zweifel alle Dinge, von welchen Gott zuvor weis, daß sie zukünftig sind; einige von denenselben aber kommen von dem freyen Willen her: welche, ob sie gleich wirklich erfolgen, dennoch ihre eigene Natur nicht verliehren; weil sie, ehe sie geschehen, auch nicht hätten geschehen können. Was liegt also daran, daß sie nicht nothwendig sind, da sie doch, wegen der Bedingung der göttlichen Erkenntniß, auf alle Weise, als nothwendig, erfolgen? Das ist es eben, was ich kurz vorher von der aufgehenden Sonne, und einem gehenden Menschen, gesagt habe, welches beydes nothwendig geschehen muß, indem es geschiehet: dennoch mußte eines nothwendig wirklich seyn, ehe es auch geschehe; das andere aber nicht. So sind auch diejenigen Dinge ohne Zweifel schon wirklich, welche Gott, als gegenwärtig, vor sich hat: eines aber rühret von der Nothwendigkeit der Sachen selbst her; das andere aber von der Macht derer, die es thun. Wir haben daher nicht unrecht gesagt, daß solche Dinge, wenn sie nach der göttlichen Erkenntniß betrachtet werden, nothwendig sind: betrachtet man sie aber an und für sich, so sind sie von der verbindlichen Nothwendigkeit frey; gleichwie alles, was in die Sinne fällt, wenn du es nach der Vernunft betrachtest, etwas allgemeines, wenn du es aber an und für sich erwägest, etwas einzelnes

ist. Aber du wirst sagen: Wenn es in meiner Gewalt stehet, meinen Vorsatz zu ändern: so werde ich dadurch die Vorhersehung aufheben, da ich nämlich dasjenige, was sie vorher erkennet und weis, vielleicht werde verändert haben. Ich antworte hierauf: Du kannst zwar deinen Vorsatz ändern; weil aber auch dieses, daß du solches könnest, und ob, oder wie du deinen Vorsatz ändern und es machen werdest, von der gegenwärtigen gewissen Erkenntniß der Vorhersehung erkannt wird: so kannst du dich doch dem göttlichen Vorherwissen nicht entziehen; wie du den Anblick eines gegenwärtigen Auges nicht vermeiden kannst, wenn du dich auch gleich aus freyem Willen zu verschiedenen Handlungen wendest. Was willst du also sagen? Wird denn das göttliche Wissen durch meine freye Einrichtung verändert werden, daß, wenn ich bald dieß, bald jenes will, auch dadurch jene Erkenntniß sich zu verändern scheine? Ganz und gar nicht. Denn das göttliche Anschauen erstrecket sich auf alles Zukünftige, und verbindet es mit der Gegenwart seiner eigenen Erkenntniß; es wechselt auch diese Erkenntniß nicht, wie du meynest, bald in diesem, bald in jenem ab: sondern sie kömmt gleich und

auf einmal deinen Veränderungen unverändert und bleibend zuvor, und fasset sie alle in sich. Diese Gegenwart, alles in sich zu fassen, und zu sehen, hat Gott nicht von dem Erfolge der zukünftigen Dinge erhalten: sondern er besitzet sie kraft seiner höchsteinfachen Erkenntniß und seines selbständigen göttlichen Wesens. Dadurch wird auch dasjenige beantwortet, was du kurz vorher sagtest, daß es nämlich unbillig sey, wenn unsere künftigen Schicksale, als eine Ursache des göttlichen Wissens, angesehen würden. Denn diese Erkenntnißkraft, welche alles in einen gegenwärtigen Begriff zusammenfasset, bestimmet allen Dingen selber die Art und Weise; ist aber dem, was zukünftig ist, nichts schuldig. Solchergestalt behalten die Menschen eine unbeschadete Freyheit des Willens; und die Gesetze bestimmen nicht unbillig Belohnungen und Strafen, da der Wille von allem Zwange frey ist. Denn der allwissende Gott siehet auf alles von oben herab, und sein allezeit gegenwärtiges und ewiges Sehen stimmet mit der zukünftigen Beschaffenheit unserer Handlungen überein, wenn er den Frommen Belohnungen, den Bösen aber Strafen verordnet. Es ist auch die auf Gott

gesetzte

gesetzte Hoffnung, und das zu ihm abgeschickte Gebet, nicht vergebens. Sind beyde recht beschaffen: so können sie nicht kraftlos seyn. Daher fliehet die Laster! befleißiget euch der Tugend! erhebet euer Gemüth zu rechtschaffener Hoffnung, und schicket ein demüthiges Gebet hinauf zu Gott! Es ist euch, wenn ihr die Wahrheit gestehen wollet, eine gewisse Nothwendigkeit, fromm zu seyn, aufgelegt, da ihr vor den Augen eines allsehenden Richters in der Welt lebet.

E N D E

des fünften und letzten Buchs.

Druckfehler:

Seite 3.	Zeile 2.	preiset,	liß	prieset.
" 13.	" 31.	Satthalter,	l.	Statthalter.
" 14.	" 15.	Schuld,	l.	Schulden.
" 30.	" 14.	Gift,	l.	Geist.
" 32	" 12.	nämlich,	l.	männlich.
" 58.	" 28.	saurer,	l.	seiner.
" 64.	" 6.	die Wurm,	l.	der Wurm.
" 78.	" 8.	eben,	l.	aber.
" 122.	" 21.	vollendenden,	l.	wollenden.
" 125.	" 27.	verlanget,	l.	erlanget.
" 134.	" 21.	ergreifen,	l.	ergriffen.
" 136.	" 27.	der,	l.	die.
" 143.	" 11.	Nein,	l.	Ja.

S. R.
Boethius
1753

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Boethius, Anicius Manlius Severinus / Richter, Johann Gottfried / Sysang, Johann Christoph

Fünf Bücher vom Philosophischen Troste

Leipzig 1753

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LR 68
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11264777-3
VD18 10550046-003